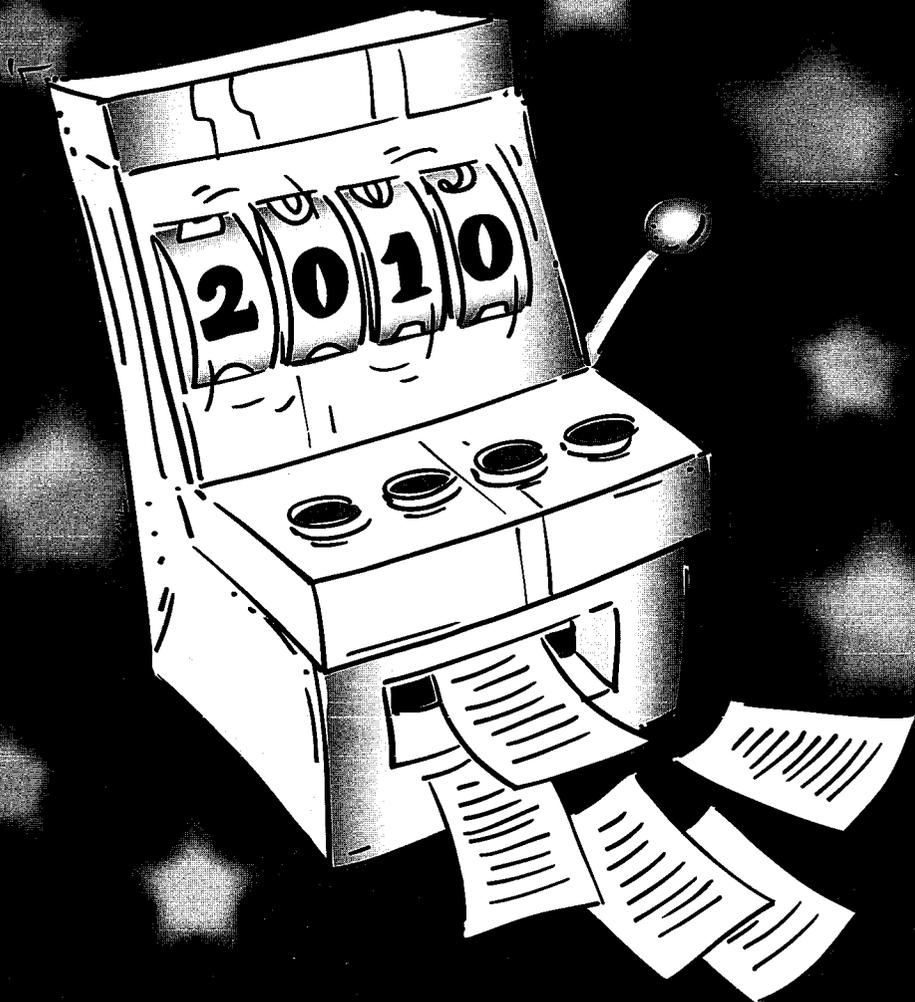


Neue Geschichten, die das Leben schrieb:



Die 19. Ausgabe von allen

Die ultimative Ferienlektüre für 2010
Mit Texten von Thomas Bornhauser + Cästen
sowie Karikaturen von Beat Sigel

Liebe Leserin, lieber Leser

Teil 2 dieser Ferienlektüre zeigt Ihnen ein weiteres Hobby von mir: Ich fotografiere. 24 dieser Aufnahmen – sie sind in den letzten 30 Jahren entstanden – finden Sie ab Seite 71. Diese Fotos habe ich auf Leinwand vergrössern lassen, meistens im Format 130x90 cm. Sie hängen vor allem in den Gängen im zweiten und dritten Stock sowie in Sitzungszimmern des Hauptgebäudes auf dem Gurten. Eigentlich wollte ich ja bis zur Pension in knapp vier Jahren warten, bis ich damit an die Öffentlichkeit gehe, aber ein Bekannter meinte salopp, es sei doch gar nicht sicher, dass ich das Pensionsalter überhaupt erreichen würde – merci beaucoup, Mätty ☺! – und es schade wäre, damit zuzuwarten. Die Reaktionen aus dem Publikum geben ihm Recht.

In der letzten Ausgabe dieser Reihe von Ferienbüchli gab's auch einen versteckten Wettbewerb, den beinahe 1'000 (!) Leserinnen und Leser entdeckt haben. Die 100-Franken-Giftcard gewonnen und erhalten haben: Marielle Lista, Biel; Franziska Forster, Bern; Claudia Ulrich, Möriken; Hanni Berger, Fahrni; Regula Indermaur, Rothrist; Mariann Ruoff, Steffisburg; Rös Schütz, Huttwil; Marcel Affolter, Langenthal; Verena Heft-Meisser, Uttwil; B.+B. Soom, Herrenschanten; Hans Kocher, Brittnau; Patrik Meier, Steffisburg; Frank Zumkehr, Bern; Stéphanie Pulver, Lostorf; Käthi Kieffer, Gwatt; Fredy Ramseier, Walterswil; Leo Imhof, Biel; Monika Grunder, Port; R.+D. Florio Barth, Suberg, sowie Marianne Patt, Windisch.

Zum Schluss dieses Vorwortes geht mein besonderer Dank geng wie geng an Kollegin Beat Sigel, der die Karikaturen zu den Kurzgeschichten gezeichnet hat. Den Hut ziehe ich – einmal mehr! – vor Ruth Flückiger, Barbara Siegenthaler und Jacqueline Mendl für das sorgfältige Lektorieren auf der Suche nach orthographischen Tieffliegern. Der Dank geht auch an jene vier Zeitgenossen, die als Gastautorin und -autoren mitgemacht haben, zu Ihrem Lesevergnügen.

Übrigens: Nächstes Jahr schliesse ich mit «20/20» diese Serie meiner Ferienlektüren ab.

Jetzt aber erst einmal viel Vergnügen bei «2010»!



thomas.bornhauser@gmaare.migros.ch

«2010»[©]

Die 19. Ausgabe von allen

Neue Geschichten, die das Leben schrieb.

Texte und Fotos:
Thomas Bornhauser, Wohlen (BE)

Karikaturen:
Beat Sigel, Büren zum Hof (BE)

Diese Lektüre ist ein Feriengeschenk der Migros Aare an ihre Kundinnen und Kunden – in Zusammenarbeit mit der «Könizer Zeitung» und dem «Sensetaler», wo die Kurzgeschichten regelmässig veröffentlicht werden.

Copyright © beim Autor.

Auflage: 25'000 Exemplare

Gedruckt auf Claro Bulk FSC mix Papier bei Mastra Druck AG, Schönbühl.

Da war doch diese Sache mit dem weissen Velo...

“ Am Abend vor Beginn eines Gurtenfestivals gibt es jeweils eine VIP-Einladung. Als Vertreter des «Presenting Sponsors MIGROS» stehen die Namen meines Chefs – Beat Zahnd, Geschäftsleiter der Migros Aare – und von mir ebenfalls auf der Liste der Einzuladenden. Uns beiden war an diesem Anlass in der Vergangenheit noch nie langweilig. Auch 2009 nicht. ☹☹

Mein Boss und ich sind heuer etwas zu früh eingetroffen, weshalb wir vor Beginn der Veranstaltung noch einige Zeit vor dem VIP-Zelt herumlungern. Zu früh trifft auch Thomas Binggeli ein – Inhaber von «Thömus» Veloshop –, mit einem weissen Velo unter dem Arm. Die übliche Begrüssung. «Und was hast du mit dem weissen Velo vor?», wollen Beat und ich von Thömu wissen. «Das ist für Hans, der hat morgen Geburtstag, sich das Velo gewünscht und es auch selber bezahlt. Ich dachte, das sei eine gute Gelegenheit, ihm das Velo gleich selber zu bringen.» Zu Ihrem Verständnis: Mit Hans ist Hans Traffelet gemeint, seinerseits Geschäftsführer auf dem Güsche. «Soso, hat er also Geburtstag, der liebe Hans... Morgen, sagst du?» Thömu Binggeli bejaht. Wer in den nächsten Sekunden nun was genau gesagt haben soll, das bleibt dem Autor vorbehalten, sicher ist bloss, dass Beat und ich Thömu zu Stillschweigen verpflichten, das weisse Velo unter den Arm nehmen und uns Richtung Büro von Hans Traffelet im Hauptgebäude aufmachen, im Wissen, dass

der Gurten-Chef heute Abend dort nicht mehr auftauchen wird. Unterwegs kommen wir am Zelt der Broncos vorbei, wo uns Pesche Widmer zwei nette «Broncos Security»-T-Shirts schenkt, weil man sich damit überall Respekt verschafft. Item. Das Velo stellen wir ins besagte Büro, schreiben ihm sur place eine Karte mit «Happy Birthday!» und kleben das Ding auf den Sattel.

Zeitsprung. Wir sind jetzt beim Znacht. An einem Achtertisch sitzen per Zufall – per Zufall? – unter anderem auch Beat Zahnd, Thomas Binggeli, Hans Traffelet und ich. Es dauert nicht lange, da ergeht die Mutter aller Fragen von Traffelet an Binggeli: «Thömu, hesch mer eigentlech s'Velo chönne ufebringe?» Betretenes Schweigen, vordergündig. «Ja, eigentlech scho...» – «Was heisst eigentlech scho?» Thömu erklärt Hans etwas im Stil von «Ich habe es vorhin kurz vors Zelt gestellt, Augenblicke später war es weg». Hans wird im Gesicht ungefähr so weiss wie das Velo und will wissen, «wo genau» Thömu das Velo hingestellt hat. Er steht anschliessend wie von der Tarantel gestochen auf, ganz nach dem Motto «Suech, Hans! Suech s'Stäckli!». Während seiner Abwesenheit haben wir die Gelegenheit, die übrigen vier Ahnungslosen am Tisch aufzuklären. Augenblicke später gesellt sich Hans Traffelet wieder zur erlauchten Runde, informiert aus erster Hand, dass das Velo tatsächlich weg ist. So öppis. Wir beginnen ihn zu foppen: «Easy, Hans, easy, du hast ja erst morgen Geburtstag, das Velo wird sich bis dahin bestimmt finden lassen...» Der Mann scheint untröstlich. Immerhin: Irgendwann kommt er uns auf die Schliche, vermu-

tet, dass da etwas faul im Staate Dänemark ist. «Gäbet itz das Velo füre, dir syt mer no Kollege!» Das Fähnlein der sieben Aufrechten gibt sich solidarisch und ahnungslos und belustigt. Isch itz das e Gränni, dä Hans.

Kraft seines Amtes wagt Hans den Kraftakt: Er marschiert zur Serviererin und verbietet ihr, uns ein Dessert zu servieren, «schliesslech bin ig dr Chef, hie obe, euch lehri scho, wartet nume! Gäbet itz das Velo füre!». Sprichts und macht sich ausserhalb des Zelts wieder auf Velosuche. Gurten-Chef hin oder her, wir möchten einen süssen Nachtisch. Die charmante Serviceangestellte wird mit unserem Wunsch beglückt. «Ich darf nicht», meint sie, «der Chef sagte, Sie alle hätten kein Dessert verdient». Soso. Beat Zahnd bittet die junge Frau zu sich, erklärt sich, im Stil von «Jaja, das ist auch richtig, dass Sie dem Wunsch Ihres Chefs nachkommen, aber es ist dummerweise eben so, dass ich sein Chef bin und wir alle ein Dessert möchten...». Die übrigen sechs Anwesenden nicken wie wild, als wollten sie den Worten des Boss' noch mehr Gewicht verleihen. Manuela scheint verunsichert, als ihr aber der Chef de Service die Richtigkeit der Aussagen von Beat Zahnd bestätigt, kommen die Teller rasch auf den Tisch. Wunderbar. «Noch etwas», sagt Beat, «Hans Traffelet nimmt zum Schluss immer einen Espresso, bitte servieren Sie ihm das Ding kalt.» Manuela versteht die Welt zwar nicht mehr, aber was Beat

Zahnd sagt, das wird schon seine Richtigkeit haben.

Fünf Minuten später kommt Hans Traffelet wieder daher und wundert sich sehr. «Habe ich hier oben eigentlich auch noch etwas zu melden?», fragt er in die Runde, die mit Achselzucken reagiert. Kurze Zeit später kommen die bestellten Kaffees und Espresso. Auf meiner Foto erkennen Sie genau jenen Moment, da Hans Traffelet mitbekommt, dass mit seinem Espresso vermutlich etwas nicht stimmt.

Die Sache mit dem weissen Velo haben wir übrigens voll durchgezogen. Hans Traffelet, in der Nähe des Gurtens wohnhaft, musste zu Fuss nach Hause. Ich denke, dass er deshalb am nächsten Tag noch die grössere Freude als sonst gehabt hat, als er das Objekt seiner Begierde im Büro stehen sah, genau an seinem Geburi. Meinte eine seiner Mitarbeitenden: «Zwei Broncos haben das weisse Velo gestern Abend in dein Büro gestellt.» So öppis.

«Was ist bloss mit diesem Espresso los?»



«My name is Kayano. Gel Kayano.»

“ Vorschau: Zum Schluss des GP Bern 2010 wird es nicht anders zu und her gehen wie an anderen Breitensportveranstaltungen: Die Sieger werden interviewt und offiziös geehrt, die grosse Mehrheit der Läuferinnen und Läufer aber bleibt unerkannt, mit sich und ihrer erbrachten Leistung beschäftigt und zufrieden. Ist auch gut so. ”

«Where did you win the race, wo haben Sie das Rennen gewonnen?» Diese Frage wird – wetten? – auch heuer zweimal gestellt, in englischer Sprache, weil Schwarzafrikaner bei den Damen und bei den Herren gewinnen werden, und Heinz Schild des Suaheli nicht mächtig ist (emel nicht, dass ich davon wüsste, gell Heinz?). Und beide Gesprächspartner werden uns – wie fast alle sportlichen Sieger bei Interviews – Tiefgründiges zu ihrem Rennen über die zehn Meilen sagen können, abschliessend und im Sinne von «Dort, wo ich den letzten Konkurrenten abhängen konnte». Nicht lachen, liebe Lesende, das ist nun mal so, im Sport. Immer die gleichen stereotypen Fragen, immer die gleichen aufschlussreichen Antworten. Als erfolgreicher Fussballtrainer, der ich nicht bin, würde ich vor laufender Kamera meinem absoluten Lieblingsreporter, Beni Thurnheer, auf die Frage, weshalb denn meine Mannschaft heute gewonnen hätte, mit «Weil wir ein Tor mehr geschossen haben» antworten.

Weshalb ist denn noch niemand auf den Gedanken gekommen, beim GP Bern

einen der wirklich wichtigen Akteure zu interviewen? Richtig, liebe Sportlerinnen und Sportler: Ihre Schuhe sind gemeint, die in ständigem Dialog mit Ihren Füssen stehen. Hier und jetzt aber lassen wir sie zu Wort kommen, exklusiv in dieser Lektüre. Weil eine Breitensportveranstaltung, picken wir uns ein Paar heraus, das in vermutlich tausendfacher Ausführung über die Strecke rennen wird. Und hiermit überlasse ich die Bühne Herrn Kayano. Gel Kayano 16, um genau zu sein. Signalement: in China geboren, ausgewachsene 28 Zentimeter lang, 358 Gramm schwer. Nicht für schlaflose Nächte verantwortlich, wohl aber für eine kleine Blase zu Beginn des Trainings.

«Wow! Was für eine Ehre, vor so vielen Leuten sprechen zu dürfen. Nun, Sie wissen ja schon einiges über mich. Anfügen möchte ich noch, dass wir Kayanos nach dem Motto leben «One pair, one voice», weshalb ich hier nicht «wir» schreibe. Sowieso: Ob links oder rechts, es ist alles Hans was Heiri, wie Sie in der Schweiz zu sagen pflegen. Übrigens, zu meinem Träger: Vor vier Wochen ist er 50 Jahre alt geworden und will sich heute selber und der Welt in der Kategorie M50 beweisen, wie «zväg» er noch ist (das haben die Herren Ü50 so an sich). Für den GP hat er in den letzten zwei Monaten auch entsprechend trainiert, seine Ernährung auf «Sport» umgestellt, gestern an der Pasta-Party teilgenommen und in den letzten Tagen bewusst auf die ehelichen Pflichten verzichtet.

Oups! Der Autor hat mich ja gebeten, nicht auszuufern, sondern mich auf den eigentlichen GP Bern zu konzentrieren.

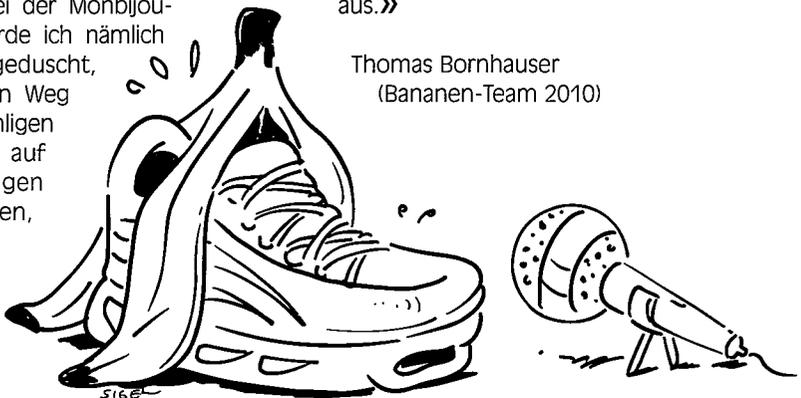
Und auch der fängt bekanntlich mit dem Start an, wo ich inmitten von vielen Kollegen stehe und artig grüsse, mit dem undefinierbar asiatischen Lächeln. «See you later Puma... Good run, adidas! Sayonara Mizuno.» Undsoweiterundsofort. Wir alle stehen also im zugeteilten Block, warten auf unseren Start. Weil ein Ungeuldiger, drängt mein Träger nach vorne, worauf ihm ein mit «Grizzlies» angeschriebener Mocken auf die Füsse steht. Aua! Dann der Start, wo zu Beginn die beiden Kollegen der Ellenbogen-Fraktion gefragt sind. Den Aargauerstalden hinab. Gopf! Weshalb hat sich mein Ü50 bei seinen «minutiösen Vorbereitungen» (haha...) die Zehennägel nicht geschnitten? Bei jedem Schritt bergab stösst er an meine Grenzen. Da gibt es bloss eines: Ein Signal ans Schmerzzentrum im Kleinhirn, Schritt für Schritt, das ist sicher auch im Sinne der Kollegen Rohner, Socken aus Balgach, deren Fäden heute von Holland aus gesponnen werden.

Nadisna findet mein Sportler seinen Tramp, pardon, seinen Rhythmus, ich (unter)stütze ihn dabei. Endlich geht es auch einigermassen geradeaus. Horror später für mich im Marzilli und danach bei der Monbijoubrücke, da werde ich nämlich mit Isostar geduscht, muss mir einen Weg durch die unzähligen Pappbecher auf dem rutschigen Boden bahnen, ohne auszurutschen, aber dafür wurde ich bekanntlich zusammen-geschu(h)stert, hakuna matata! (Heinz, das wäre jetzt eben Suaheli gewesen.) Auf

dem Weg hinauf zum federalen Palais verspüre ich einen leichten Krampf in mir, mein Träger hat nach 70 Minuten seine Herzfrequenz erhöht und dafür die Schrittkadenz reduziert. Runter an den Bärengaben – Björk, Berna und Urs, sorry, keine Zeit für euch! – anschliessend die «Pièce de résistance» hinauf, eine Art «Kopelmuur» aus der Flandern-Rundfahrt für Joggierende. Wie sich herausstellt, ist mein Läufer aber kein Fabian Cancellara, der einen Tom Boonen locker stehenlässt. Im Gegenteil, er leidet, das merke ich an... seinen Füssen.

Nur wer die Originalstrecke je gelaufen ist, weiss, dass das Rennen nach dem Aargauerstalden noch nicht gelaufen ist, denn die Laubeggstrasse ist richtig giftig, süferli, aber stetig geht es hinauf, auch mein Läufer sucht abseits der grossen Zuschauermasse «spazierenderweise» ein wenig Erholung, bevor er zum Schlusspurt ansetzt, um die 01:45:00-Marke zu unterbieten. Und siehe da, es gelingt ihm sogar, so dass ich nach dem Zieleinlauf von diesem würgenden Champion-Zeitchip erlöst werde. Zu dumm, rutscht mein Träger wenig später auf einer achtlos weggeworfenen Bananenschale aus.»

Thomas Bornhauser
(Bananen-Team 2010)



Entschuldigen Sie bitte die Interruption.

“**Leserinnen und Leser, die eine meiner ersten Realsatiren noch in Erinnerung haben, wissen, dass ich einmal – zusammen mit Fk Sdt Wiedmer Klaus – am falschen Ort zu einem WK eingerückt bin und es während 24 Stunden niemand gemerkt hat. Auch die heutige Episode handelt vom Militär, vom WK 1973 auf dem Brunnersberg, um genau zu sein.**”

Willi Franz, Hanspeter Jenni, Kurt Moser und ich haben das grosse Los gezogen: Sonntagswache. Weil wir vier nur gewöhnliche Soldaten sind, gehört auch ein Offizier dazu, der sozusagen das Oberkommando innehat, wenn natürlich ebenso auf unfreiwilliger Basis. In unserem Fall ist es Oblt M., Cousin des Sergio, mit dem ich heute in der Migros Aare zusammenarbeite. Und auch mit Herrn M. werde ich Jahre später beruflichen Kontakt haben, aber das nur nebenbei. Was Sie zum totalen Lesevergnügen jetzt noch wissen müssen. Wir vier «Tätle» übernachteten unter Zeltplachen, Herr Oberleutnant im Hotelzimmer, mit Freundin, die zur Übernachtung angereist ist. Und, ganz wichtig: 1973 befinden wir uns nicht bloss in der Zeit des Kalten Krieges, sondern ganz in der Nähe von Feindesland, denn die Jurassier – «Vive le Jura libre» – haben es in dieser Zeit auf die Berner abgesehen. Da gilt es also, das Munitions-Lager unseres Berner Füs Bat 29 ganz genau im Auge zu behalten. Vor allem vor den bösen Béliers.

Wie so üblich, wird es abends irgendeinmal dunkel. Willi, Hanspeter, Kurt und ich

müssen immer zu zweit patrouillieren, im 2-Stunden-Rhythmus, genau nach aufgestelltem Plan, ab Samstag 16:00 Uhr. Aber wie es so ist: Bis Mitternacht stinken uns die 2-Stunden-Pläne, zu viert schauen wir nach dem Rechten, ist ja auch viel kurzweiliger. Am späteren Nachmittag trifft auch die Freundin des Offiziers ein. Er schaut nach dem Znacht schnell mit ihr bei uns vorbei – läck, isch das e hübschi Frou – und erklärt uns seinen persönlichen Rückzug, «da ihr vier das ja bestens im Griff habt». Klar doch. Wir einigen uns aber darauf, dass er über Nacht sein Funkgerät – ein handliches SE 125 – auf dem Nachttischli eingeschaltet lässt, damit er von uns umgehend angepeilt werden kann, sollte sich Ungewöhnliches ereignen. Aber damit ist ja wirklich nicht zu rechnen.

In den nächsten Stunden wacht unser Quartett über das Vaterland. Na ja, zumindest über den Brunnersberg, damit die Bevölkerung in Ruhe schlafen kann. Gegen 23:00 Uhr beobachten wir Licht im Zimmer des Herrn Oberleutnant, ungefähr eine Viertelstunde später wird es dort dunkel. Fragen Sie mich heute bloss nicht, wer von uns vieren die Idee hatte, aber der nachfolgende Dialog wurde sinngemäss geführt. «Mit dem würde ich jetzt auch tauschen...» Zustimmendes Lachen. «He, ich habe eine Idee, schalt mal dein Funkgerät ein, ich gebe dir schnell eine Meldung durch.» – «Marlboro von Muratti, antworten.» – «Muratti von Marlboro, verstanden, antworten.» – «Mir ist, dort beim Munitions-Matmag habe sich etwas bewegt, kommst du mal?» – «Verstanden, ich komme.» In Tat und Wahrheit braucht gar niemand zu kommen, wir vier sind ja beisammen. Sekunden später ist Licht im



Zimmer des Oblt zu sehen, kurze Zeit später erscheint er in Uniform im Hinterhof, ganz aufgeregt: «Was isch? Heit dir öpper gseh?» Wir verneinen, geben dem Kommandanten zu verstehen, dass wir uns getäuscht haben. Sorry.

Nach einem Rundgang – schliesslich will er das Gelände persönlich abschreiten, vermutlich wie im Handbuch für Führungsoffiziere vorgesehen – verabschiedet er sich, sichtlich erleichtert. Wir vier sitzen zusammen, blödeln, schauen auf ein bestimmtes Fenster, wo Augenblicke später das Licht an- und Minuten später wieder ausgeht. Nach zehn Minuten geht es wieder los. «Muratti von Marlboro, antworten.» – «Marlboro von Muratti, verstanden, antworten.» – «Jetzt scheint es mir auch, dass sich etwas hinter dem Munitions-Matmag bewegt.» Ehrlich gesagt, wir müssen uns bei unseren Funksprüchen ganz schön zusammennehmen, dass wir nicht in lautes Gelächter ausbrechen, in alkoholfreies (nur damit da keine falschen Gedanken aufkommen, Ihrerseits). «Ja, da sind doch zwei Schatten, ich schleiche mich einmal heran, auf dem Bauch, damit man mich nicht sieht.»

In Tat und Wahrheit spielt niemand Blind-schleiche, hingegen sind vier Augenpaare auf das Hotelzimmer gerichtet, wo Augenblicke später Licht angeht und subito

danach ein Funkspruch folgt. «Marlboro und Muratti von Cinqueuno*, unternehmen Sie nichts auf eigene Faust, ich komme!» Diese Feststellung lässt uns in Gebrüll ausbrechen, wobei wir unsere Finger logischerweise nicht auf der Sprech- und Sendetaste haben. «Habt ihr gehört? Er kommt!» Wir verteilen uns im Gelände, markieren die Aufklärer. Ganz ausser Atem (...) taucht er in der Dunkelheit auf. «Psssst, wo habt ihr etwas gesehen?» Zu fünft kreisen wir den Feind ein, pirschen uns immer näher ans Munitions-Matmag heran, und zwar so lautlos, das selbst Winnetou und Old Shatterhand ihre Freude an uns gehabt hätten.

Es ist inzwischen Mitternacht, wir haben unseren Spass gehabt und brauchen unseren Schlaf, so dass wir darauf verzichten, unseren Oblt ein drittes Mal zu interruptieren. Immerhin: Als wir ihm und seiner Freundin am Sonntag begegnen, da bekommen wir einige böse Blicke zugeworfen. Weiblicherseits.

* Die Offiziere waren in der Funksprache immer Cinqueunos, italienisch für 51. Fragen Sie mich nicht weshalb.



Wie ich zu einer schallenden Ohrfeige kam.

“ Hier zur Abwechslung wieder einmal eine Story aus dem Langzeitgedächtnis. Sie handelt 1974, als die Zypernkrisen Reiseveranstalter veranlasste, Touristen sicherheitshalber und kurzerhand aus Rhodos zu evakuieren, zu repatriieren, wie es im Fachjargon hiess. Ich war damals bei Hotelplan beschäftigt, wohnte in Kloten und deshalb sozusagen prädestiniert, die Heimkehrenden zu begrüessen und ihnen zu erklären, weshalb sie Knall auf Fall ihre Koffer packen mussten, weil auf Rhodos nichts von Spannungen zwischen der Türkei und Griechenland zu spüren war. ”

Zwei Balair-Jets hatte Hotelplan gechartert, um die Kundschaft von Freitag auf Samstag auszufliegen. Zwei Kategorien von nicht ganz freiwillig heimkehrenden Schweizer Touris gab es: Jene, deren Ferien an diesem Weekend eh zu Ende gegangen wären – und jene, die noch eine oder zwei Wochen auf Rhodos gebucht hatten. Zum Verständnis: Jene Reisenden, die an diesem Wochenende nach Rhodos hatten fliegen wollen, wurden vorher kurzfristig umgebucht.

Ausgangssituation: Samstagmorgen 06:00 Uhr. Die beiden Balair-Maschinen sind per 06:00 und 07:00 Uhr in Kloten angesagt. Von den ungefähr 400 Ferienmachenden wären für ungefähr 100 die Ferien sowieso zu Ende gegangen, für die restlichen 300 galt es, Alternativen zu offerieren, damit sie möglichst ohne langen Aufenthalt in Kloten noch am Samstag weiterfliegen

können. Nota bene, wir schreiben 1974, also noch nichts von PCs, von Fax-Geräten (dafür gab es den Telex), von E-Mails, von Natels oder Blackberrys. Drei Hotelplan-Hostessen und ich sitzen mit Bergen von Dokumenten eingedeckt am Schalter: Mit Passagierlisten (wo hat es auf unseren Charters noch freie Hin- und Rückflugplätze?) nach Djerba, nach Las Palmas, nach Palma de Mallorca, nach Weissichsonstwo. Mit Hotelprospekten (wo hat es noch freie Zimmer und wie sieht das Hotel aus?), damit wir die Gäste dokumentieren können, mit Flugplänen (wann genau fliegt der Chlapf?), mit Restaurations-Bons («Bis zum Abflug können Sie sich auf unsere Kosten verpflegen...»). Kurz: Wir sind bestmöglich auf den Ansturm vorbereitet.

Flughafen-Angestellte weisen den ersten Ankömmlingen um 06:00 Uhr den Weg zum HP-Schalter im Terminal A. Die Leute sind aus verschiedenen Gründen erst einmal sauer. Erstens einmal, weil sie die ganze Aufregung nicht verstehen, zweitens, weil sie die ganze Nacht nicht geschlafen haben und, drittens, weil sie ihre Ferien auf Rhodos verbringen wollen, nicht auf Ballermann, wie Mallorca Jahre später einmal heissen wird. Doch ja, tolle Voraussetzungen für unsere Arbeit. Weil mit einer gut wahrnehmbaren Stimme ausgestattet, melde ich mich ohne Megaphon zu Wort: («Guete Morge, liebi Hotelplan-Gäscht!»), erkläre die Ausgangslage, bitte um Verständnis, das uns aber grösstenteils nicht entgegengebracht wird, was verständlich ist. Immerhin kommen keine Tomaten oder Eier geflogen.

«Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass wir zuerst Familien mit Kindern helfen wollen...», schreie ich mit Inbrunst in die Meute hinaus, worauf sich wenigstens ein Teil der Wartenden beruhigt. Den anderen Leuten offerieren wir Bons, damit sie erst einmal zum Zmorge schreiten können (das ganze Prozedere wird sich eine Stunde später wiederholen, bei Ankunft der zweiten Balair aus RHO). Nadisna kriegen wir die Chose in den Griff, einige Passagiere können sofort weiterfliegen, bei anderen ist der Abflug um die Mittagszeit angesagt. Das sind die problemlosen Fälle. Erledigt. Kritisch wird es bei jenen, die erst am späten Nachmittag oder am Abend weiterfliegen werden. Da gibt es zwei Alternativen: Mit dem Car einen Ausflug an den Rheinfall mit Mittagessen in Stein am Rhein (wo ich früher gewohnt habe und mit einigen Restaurants telefonisch einen Deal aushandeln kann), oder aber ein Tageszimmer im Airport Hilton. Zum Schluss haben wir vier Cars in der Ostschweiz unterwegs und viele Zimmer im Hilton belegt.

Weil das Natel C und D damals noch vor ihrer Erfindung standen, stehe ich in Funkkontakt mit den Buschauffeuren, weise ihnen die Rückfahrt nach Kloten an, sobald ich verbindlich weiss, wann die Maschinen aus PMI, DJE oder LPA in Zürich eintreffen und nach knapp 45 Minuten wieder abfliegen werden. Das Gleiche gilt für die Gäste im Hilton. Alles klappt an diesem Samstag mehr oder weniger, fragen Sie mich heute nicht, wie genau wir das geschafft haben.

Ungefähr 100 Gäste sind auf ein Flugli der Air Spain gebucht, Abflug 19:00 Uhr in Kloten. Ich lasse diese Leute auf 18:00 Uhr an den Airport bringen. Dummerweise stellt sich dann heraus, dass die Kiste ein technisches Problem hat, so

dass wir Bons für ein Znacht abgeben müssen («Dabei war es in Stein am Rhein so schön!»), da der Abflug immerhin noch knapp vor der Nachtflugsperrung vorgesehen ist. Die Arbeiten ziehen sich in die Länge, um 21:50 Uhr ist die Maschine parat zum Abflug, die Passagiere hingegen können kein normales Check-In mehr machen, so dass ich im Einverständnis mit allen Flughafenbehörden eine Art Kampfbahn-Übung veranstalte: Die DC-9 fährt direkt vor ein Gate, die Passagiere stürmen die Gangways hinauf, sitzen einfach irgendwo ab – und ebenso ab die Post (das Gepäck wurde bereits verladen). Um 22:01 Uhr hebt die Air Spain in Richtung Palma de Mallorca ab, wo sie in einer Nachtübung von unserem Residenten und seinem Team in Empfang genommen und in die Hotels transferiert werden; meine drei Kolleginnen und ich gehen in die Swissair-Lounge, bestellen eine Flasche Champagner. Nach zehn Minuten ruft man nach uns: «Die Air Spain kommt retour, die Frachttüre ist nicht korrekt verschlossen, die Maschine darf heute Nacht aber nicht mehr starten.»

Meine Kolleginnen kümmern sich um Bustransfer und Zimmer im Hilton, ich gehe zum Gate, wage den Versuch einer Erklärung. Noch bevor ich dazu komme, steht ein Gast vor mir, ungefähr einen Kopf kleiner, und haut mir kommentarlos eine Ohrfeige rechts, eine links. Päng, päng! Irgendwie kann ich ihn sogar verstehen.



«Meine Damen und Herren, Ihre Teilnahme ist zwingend.»

“ Gewisse Dinge im Leben sollte man nicht hinterfragen, sie sind einfach Vorschrift und damit basta. Ergo macht es auch wenig Sinn, sich darüber aufzuregen (jaja, eine Erkenntnis, die sich erst im Laufe des Lebens einstellt ☺). ”

Hand aufs Herz: Schauen Sie im Flug überhaupt noch zu, wenn die Flugbegleiter die «Sicherheitsvorschriften an Bord» vorführen? Ja? Ganz brav, Hut ab. Nehmen Sie die Mitteilung «Dies ist ein Heilmittel. Für Risiken und Nebenwirkungen sprechen Sie mit Ihrem Arzt oder Apotheker» beim Kauf von Nasenspray ernst und tauschen sich mit den Herrschaften aus? Vorbildlich.

In ein ähnliches Kapitel gehören Rettungsübungen an Bord eines Schiffes. Sie sind nicht erst seit dem Stapellauf der Panda Rhei auf dem Zürisee Standard. Diese Demos müssen von der Mannschaft in jedem Fall durchgeführt und von allen Passagieren geübt werden. Ausdrücklich: Von allen. Wie gesagt:

Fragen zum Sinn oder Unsinn einer solchen Übung – zum Beispiel auf einer simplen Flussfahrt – sind nicht erlaubt. Man hat einfach mitzumachen. Ich habe einmal eine solche Veranstaltung miterlebt. Aber was heisst «miterlebt»? Ich habe

tatkräftig mitgemacht. Und das auf einem Fluss, dessen Untiefe allein ein Absaufen des Kahns verunmöglicht hätte. Aber eben, Vorschrift ist Vorschrift.

Zum besseren Verständnis: Beim Kahn handelte es sich nicht um ein verrostetes Disco-Schiff aus der Zeit des Baus des Suez-Kanals, das noch ein letztes Mal vor seiner Verschrottung für Teens und Twens an Bord aufgemotzt wurde, sondern um ein nigelnagelneues Flussfahrerschiff mit einem Publikum, bei dem ich (59) den Altersdurchschnitt ganz leicht nach unten gezogen habe. Mit anderen Worten: «Man» war nicht mehr schnell zu Fuss, weshalb die Rettungs-



übung bereits am Vortag mehrmals angekündigt wurde, so auch am Durchführungstag nach dem Frühstück, über Bordlautsprecher: «Meine Damen und Herren, liebe Gäste! Nach dem Frühstück werden wir – wie bereits mehrfach angekündigt – die Rettungsübung durchführen. Bitte warten Sie dafür in Ihren Kabinen, bis dass der Alarm ertönt. Ihre Schwimmwesten finden Sie im Schrank neben dem Eingang. Nehmen Sie diese zum Sammelpunkt in der Lobby mit. Die Teilnahme an der Übung ist nach internationalem Seerecht obligatorisch. Ladies and gentlemen, dear guests...» Undsoweiterundsofort.

Nun, da alle ungefähr 120 Gäste also bestens informiert sind, gibt es nach dem Ertönen des Alarms kein Halten mehr. Praktisch gleichzeitig gehen alle Türen im langen Gang auf, aus denen die «lieben Gäste» strömen, die meisten bereits mit montierter Weste – wenn zum Teil auch falsch angezogen –, so dass es im ohnehin schon engen Gang noch enger wird. Und als wollten sie der Welt beweisen, dass sie noch den Punch von 20-Jährigen haben, drängen viele der lieben Gäste um die Wette in Richtung Lobby. Eigentlich ein Wunder, gibt es keine Stürze über Rollatoren oder am Boden liegende Golden Oldies. Vor der Lobby stehen Besatzungsmitglieder und stellen anhand der Zimmernummern sicher, dass auch alle Passagiere anwesend sind. Obwohl niemand den grossen Stöpsel des Kahns gezogen hat, werden alle in die Lounge gebeten, wo man über die Verhaltensregeln im Falle eines Sicherheitsrisikos informiert wird. Als Erstes wird das korrekte Anziehen der Schwimmweste gezeigt, worauf die Hälfte der Anwesenden mit dem Umziehen beginnt. Köstlich. Ich muss noch beim Schreiben dieser Zeilen lachen, wenn ich mir die Meute vors geistige Auge zurückrufe,

wie alle in ihren Schwimmwesten an den kleinen Tischli sitzen, die meisten in ihrem Bewegungsradius erheblich eingeschränkt, so dass zum Teil nicht einmal die gereichten Fruchtsäfte in einer einigermaßen ergonomischen Haltung getrunken werden können.

Die Crew geht Punkt für Punkt durch, für den Fall eines Falles. Deutsch, Französisch, Englisch und Spanisch, letzteres für eine Gruppe aus Madrid. Nicht bloss sprachlich wird einiges bis zum Gehtnicht-mehr resp. bis zum Einschlafen wiederholt. Auch die Alarmsirene wird uns eingespielt, auf dass sie uns durch Mark und Bein gehe. Nach 45 Minuten haben scheinbar alle alles geschnallt, wir dürfen die Rettungswesten ausziehen und wieder in die Kleiderschränke hängen.

Herrlich dann, wie am nächsten Tag ein anderes Schiff, das uns kreuzt, offenbar auch eine Rettungsübung für die lieben Gäste durchführt und just auf unserer Höhe die Alarmsirene betätigt, worauf Augenblicke später in den Gängen unseres Schiffes bereits die ersten Leute mit umgehängter Rettungsweste zu sehen sind. Vorbildlich.



Wenn man mit seiner Reinkarnation verhandelt...

“ Die Türken türken ab und zu, zum Beispiel beim Verkauf von Textilien. Und das nicht bloss auf dem Bazar, sondern selbst in renommierten Geschäften in Erstklasshotels. Merke: Nicht jedes Polo-Shirt, das einigermaßen (...) auf Herzhöhe mit einem Krokodil bestickt und in der Türkei verkauft wird, kommt wirklich auch aus dem Hause Lacoste. ”

Begleiten Sie mich heute in ein Textilgeschäft, das eine grosse Auswahl an Jeans bietet. Eigenwerbung: «Kleiner Arsch, kleiner Preis. Grosser Arsch, auch kleiner Preis.» Das Wichtigste bei einem Einkauf: Feilschen ist nicht bloss erlaubt, sondern ausdrücklich erwünscht. Käufer und Verkäufer reizen sich dabei beinahe aus. Und wir Schweizer können ganz schön lernfähig sein...

Die erste Kontaktnahme erfolgt meistens vor dem Laden, beim Vorbeilaufen: «Hallo! Bitte schön, Moment mal! Du Deutschland?» Man verneint. «England? Holland?» Man verneint wieder. «Schweiz?» Jetzt wäre es fatal, als Eidgenosse zu nicken, denn mit Sicherheit kennt der Verkäufer jemanden in Thun, in allen Buchs der Schweiz, in Basel oder in Bern (er kann auch «Chuchichäschtli» in perfektem Dialekt formulieren), womit er Sie bereits in der Falle und – vor allem – im Laden hat. Aufgepasst: Antworten Sie auch nicht mit «Russland» (ausser Sie sprechen Russisch, wie bereits viele Verkäufer der Spur nach), sondern mit... Liechtenstein, das es vom Hörensagen her noch nicht an den Bosphorus geschafft

hat. Mit Vaduz & Co. halten Sie sich nämlich alle Optionen offen. Nächstes Mal werde ich es einmal mit «Vatikan» versuchen, mal sehen, was dann passiert.

Zurück aber ins Jeans-Geschäft mit dem wenig vornehmen Werbeslogan. «Jeans? Für dich?» Und schon schleppt ein Gehülfe einen Stoss heran, erstaunlicherweise meist in der richtigen Grösse. Noch bevor ich meinen eigentlichen Wunsch formulieren kann, stehe ich bereits in der Umkleidekabine mit vier verschiedenen Markenjeans. «Gut?» ist von aussen zu hören. Im ersten Paar verlasse ich das Kabäuschen. «Wunderbar! Wie gemacht für dich! Probier andere auch, mache ich Schnäppchenpreis für dich, weil erste Kunde am Nachmittag!» Um keine Markenrechtsverletzung zu provozieren, schweige ich mich hier über die Labels aus, die ich probiere. Item, nach fünf Minuten habe ich zwei Paar Jeans, die wirklich passen, sogar in der Länge. «Ich nehme diese beiden». – «Nur zwei? Für vier ich kann machen viel besser Schnäppchenpreis». Es bleibt bei den beiden ausgewählten Hosen. «Wie viel?» Genauso gut könnte man auch fragen, «Sagen Sie mir doch, Arkadasch, lieber Freund, weshalb die Hosen bestimmt sehr teuer sind...». Da wird umgehend der Stoff gelobt, die vier-, fünf- und sechsfachen Nähte, so dass die Jeans jedem Atombombenangriff problemlos standhalten würden, sogar der Reissverschluss ist über alle Zweifel erhaben. «Diese kostet normal 75, diese hier 60 Euro, für dich...» Und mit diesen immer gleichen zwei letzten Worten beginnt ein jeder Verkäufer in der Türkei auf einem übergrossen Taschenrechner herumzuhacken, als ginge es darum, das türkische und vermutlich sogar das grie-



chische Haushaltsdefizit zu minimieren. «Für dich Schnäppchenpreis 100 Euro, weil erste Kunde heute Nachmittag!» – «100 Euro? Haben Sie zuviel Raki getrunken? Siebzig. Höchstens.» Die Zahl "70" erschüttert ihn, mit einer 7,2 auf der nach oben offenen Richterskala. «90. Letzter Preis, für dich, 90!»

«65.» Diese Zahl lässt seinen Kiefer durchhängen, das hat er offenbar noch nie erlebt, sozusagen mit einer Reinkarnation seiner selbst verhandeln zu müssen. «65? Du hast gesagt 70.» – «Sie haben auch zuerst 100, dann 90 gesagt.» Er begreift die Welt nicht mehr, zieht wieder seinen Taschenrechner zu Rat. «Ich kann nicht machen 70, letzte Preis...» Das Hacken geht weiter, «letzte Preis 80, aber dann du noch kaufen Lacoste-Shirt, weil ich sonst nichts verdienen». Ich verneine das Lacoste und biete nochmals «65». Geht nicht, somit muss ich den Laden

wohl verlassen. Beim Hinausgehen kommt das ultimative Angebot hinterher gerufen: «Gut, 70!» – «60! Ich habe noch nie mehr als 30 Euro für Jeans bezahlt, auch mit siebenfacher Naht für den Weltuntergang nicht!» – «Du schlimmer als türkisch Bazar-Verkäufer!!» Ich bleibe bei meinem letzten Angebot, sehr wohl wissend, dass dieser Poker in die Hosen gehen kann resp. in die Jeans. Zum Fluchen nimmt er zu seiner Muttersprache Zuflucht. Es sei ihm aber zugutegehalten, dass ich das Wort «köpek!» für «Hund!» nicht gehört habe, wohl aber «kötü!» für «schlecht». Wie auch immer, mit grimmigem Blick streckt er mir die beiden Jeans zu, widerwillig für 60 Euro – und ich ihm 70 Euro, womit auch in der Türkei die Welt wieder in Ordnung zu sein scheint.



«Hey Mann, ist das alles, was ihr zu bieten habt?»

“ Wissen Sie, wie Superman in der weiblichen Version aussieht, als eigentliche Bionic Woman? Ich schon. Sie arbeitet als Zugsbegleiterin bei den SBB. Signalement: Um die 35, ungefähr 165 cm gross, leidet nicht an Magersucht. ”

IC Zürich-Bern am Nationalfeiertag 2009. Mit einer Art Tell-Sprung besteige ich ultimo den Wagen. Sekunden später habe ich zum zweiten Mal Glück in der zweiten Klasse: Ein Platz ist noch frei. Kurz darauf kommt mir in den Sinn, dass ich mein Rückfahrticket nicht entwertet habe, aber das ist bestimmt kein Beinbruch, das wird der Zugsbegleiter – früher als Conducteur bekannt – bestimmt machen. Tut er dann auch. Aber wie.

Ungefähr Höhe Olten kommt ER, der Zugsbegleiter. Um ganz korrekt zu sein: ER ist eine SIE. Ich strecke IHR das Billett und das 3-Jahres-Halbtaxabo entgegen. Noch bevor ich einige erklärende und entschuldigende Worte an SIE richten kann, kommt das Verdikt im Namen des Volkes: «Ihr Ticket ist nicht entwertet.» – «Ja, ich weiss, dafür hat es nicht auch noch gereicht, ich bin schon froh, überhaupt noch den Zug

erw...» – «Es ist Vorschrift, das Ticket vor dem Einsteigen zu entwerten.» – «Ja, ich weiss, für mein Versehen möchte ich mich auch in aller Form...» – «In der Regel kostet das zehn Franken Busse.» – «In der Regel?» – «Ja. Ich kann Ihnen aber auch das ganze Ticket Zürich-Bern verlangen.» Hä? Ich habe das Entwerten unterlassen, besitze ein gültiges Billett und entwerten kann man das Ding im Zug selber ja nicht (weshalb eigentlich nicht?). Geits no? SIE belehrt mich: Weil nicht entwertet, könnte man unter Umständen vielleicht möglicherweise eventuell davon ausgehen, dass man die SBB zu schädigen versucht. Das ist nicht gestattet. Pfui, pfui. Und deshalb könnte SIE mich bestrafen, verzichtet aber grosszügigerweise darauf und entwertet live, «weil Nationalfeiertag». Läck mir, was ist das denn für eine Lotterie. Kopf oder Zahl? Welche Regel wenden wir denn heute an? Und ich Trottel bedanke mich noch überschwenglich bei IHR für die Zuverlässigkeit.



Zwischen Olten und Bern denke ich darüber nach, was passiert wäre, hätte sie auf die neuerliche Bezahlung der Strecke Zürich-Bern oder auf die Busse bestanden, ich mich aber verweigert hätte. Wie muss man sich das als SBB-Passagier vorstellen? Nehmen wir also an, ich hätte gesagt, «Sorry, ich habe ein gültiges Ticket, Sie können es entwerten, gute Frau, für weitere Zahlungen stehe ich nicht zur Disposition». Was dann? Hätte sie den Oberteil ihrer Uniform links und rechts aufgerissen, worauf das berühmte «S» zum Vorschein gekommen wäre? Oder hätte sie mit einer flinken Bewegung mein Handgelenk gepackt, es mit einer Handschelle verpasst und das andere Ende an der Stuhllehne befestigt und per Handy eine Vollzugsmeldung an die Bahnpolizei durchgegeben? Hätte sie sich gar auf mich gestürzt und gewürgt, bis ich mindestens mit einer Zehnernote rausgerückt wäre? Wie hätten die Mitreisenden reagiert? Mit Abscheu, mit Applaus? Und dann bei der Einfahrt in Bern, wäre ein Perron von Sicherheitskräften abgesperrt und die Gruppe «Enzian» würde den Wagen stürmen, in voller Kampfmontur? Würde das lokale Fernsehen sein Programm unterbrechen («Live us em Houptbahnhof Bärn für Tele-Bärn, d'Chantal Beljean»)? Klar: Meine Stelle wäre ich los, aber für wie viele Jahre würde mich der Richter auf den Thorberg schicken? Zum Glück kann Superwoman das alles mit ihrer selbstlosen Aktion – sprich der Entwertung des Tickets – verhindern. Ich werde sie für den Friedensnobelpreis 2010 vorschlagen lassen.

Was bisher unerwähnt blieb: Ich habe einen Platz im ersten Stock erobert. Auf Höhe Langenthal/Herzogenbuchsee ist «von unten» grauenhafte Musik zu hören. Drei Jünglinge (Typ: Jeans unterhalb des Phudis, Baseballcap schräg montiert,

obercoole Sonnenbrillen, Billigstschmuck um den Hals) feiern Party zu 50Cent (das ist ein Rapper). Oben macht sich Unmut unter den Reisenden breit. Mein Vis-à-vis macht sich bereit, den Kids den Tarif durchzugeben. «Warten Sie, lassen Sie mich das machen», nimmt er zur Kenntnis, sichtlich erstaunt. Ich stehe auf, schreite die Treppe hinunter zu den Teenagern, vermutlich nicht mit Bürgerort Wengen.

Die drei Herren schauen mich erwartungsvoll an, ihre Provokation scheint gewirkt zu haben, ein Oldie will sie zusammenstauchen, sie lächeln lässig, 50Cent aus dem i-Pod röhrend. «Hört mal, ihr drei, das ist total unfair, diese Show, die ihr hier abzieht!» Ihr Lächeln wird zum Grinsen. Noch bevor sich einer zu Wort melden kann, folgt mein rhetorischer Tsunami, damit alle Reisenden etwas davon haben: «Hey man, habt ihr keinen Saft in eurer Kiste? Die Hälfte der Leute oben hört überhaupt nichts von 50Cent, das ist total uncool. Habt ihr keinen anständigen Booster?» Unser Trio guckt ziemlich belämmert aus der Wäsche. «Und zudem erscheint in wenigen Augenblicken die Zugsbegleiterin, ihr habt doch keinen Schiss vor ihr, ihr seid doch keine Warmduscher, sondern doch echte Putbill-Streichler. Hopp! Sounded mal richtig, gopf! Und zwar so, dass der ganze Wagen etwas davon hat.» Die Provos scheinen in dieser Rolle völlig überfordert, geben keinen Mucks mehr von sich, derweil ich einiges an anerkennendem Nicken erblicke, als ich wieder Platz nehme. Bleibt bloss noch zu hoffen, dass unsere drei jungen Mannen sich heute nicht psychologisch betreuen lassen müssen.



Die Abenteuer mit Sabrina.

“Hier einige neckische Intermezzi, die als Einzuelepisode keine eigene Kurzgeschichte hergeben, aber als Gesamtpaket sind sie nicht zu verachten...”

Auf Seite 2 lesen Sie, wie ich zu einem «Broncos Security»-T-Shirt gekommen bin. Lustiges Intermezzo dann beim Konzert von SKA-P. Meine Frau (mit Regenschirm) und ich stehen im «Schiff», etwas erhöht neben der M-Lounge. Plötzlich gesellt sich ein jüngerer Festivalbesucher zu uns, nimmt meine Frau in den Arm und verfolgt mit uns das Konzert. Zwar scheint er ein bisschen bekifft, wirkt aber durchaus sympathisch. Um ihn dennoch an gewisse Spielregeln im Umgang mit fremden Frauen in Begleitung zu erinnern, ziehe ich den Reissverschluss meiner Regenjacke runter und zeige ihm den Schriftzug auf dem T-Shirt, «nume damit alles klar isch»... Er liest die Worte: «Angst habe ich deswegen keine. Aber Respekt.» Auch gut.

Kein allzu grosses fachliches Wissen scheinen die Fleisch-Verantwortlichen der Migros Aare ihrem eigenen Pressechef zuzutrauen. Kürzlich war eine Hackfleisch-Wochenaktion angesagt, für Fr. 9.90 statt wie üblicherweise für Fr. 16.50. Unmittelbar nach der Bekanntgabe durch E-Mail wurde die Meldung eiligst und mit rotem «!» zurückgerufen. Sekunden später kam sie nochmals daher, mit dem grossen Vermerk «per Kilo». Offenbar trauen die Fleischhauer mir zu, dass ich

das Fr. 9.90-Hackfleisch pro 100 Gramm oder pro Tonne verbreite.

Wie baut man einem Pressesprecher eine Falle, in die er sauber und glatt gerät? Hans-Peter Kohli (Leiter SGE Kolonial bei der Migros Aare) weiss es. Im vergangenen Oktober passiert: «Budi» Kohli berichtet mit ernstem Gesicht von offensichtlich falschen Wetterprognosen im Intranet, aber nicht still und leise, sondern laut und deutlich in Richtung des Medienreferenten, ohne auf den Fehler hinzuweisen. «Hey, Bo! Schau dir mal im Intranet die Prognosen für das Wochenende an! Nichts mehr von möglichem Schneefall, plötzlich sollen es 27 Grad sein!» Ich sehe überhaupt keinen Grund, Kollega Kohli nicht zu glauben/trauen, denn seit Jahrzehnten sind des «Budis» berufliche Angaben wasserdicht. Zudem bestätigt mein Blick auf unserem Intranet seine Aussagen. So weit Teil 1 der Story. Der Zufall liefert Teil 2, keine zehn Minuten später, in der Person von Dania Genini, Wirtschaftsjournalistin bei der Aargauer Zeitung: «Angesichts der Wetterprognosen für das Wochenende: Herr Bornhauser, was erwartet die Migros Aare beim Verkauf von Wintersportartikeln? Sind Sie bereit für den ersten Ansturm?» – «Frau Genini, Sie scheinen über die neuesten Wetterprognosen für das Wochenende überhaupt noch nicht vertraut. Wir überlegen uns nämlich, kurzfristig das herbstliche Grillen zu propagieren! Wir werden wohl Bratwurst und Schwynskotlett-Aktionen machen.» Es folgt dann ein kurzes und intensives «Stimmt-nicht-stimmt-doch-stimmt-nicht-stimmt-doch», bis ich während des Gesprächs sicherheitshalber auf

www.wetter.ch klicke. Und was ist dort zu sehen, waseliwas? Genau: Am Wochenende soll es bis «in tiefe Lagen» schneien. Hätte ich an diesem Tag nicht ohnehin grösste Probleme mit meinen Stimmbändern gehabt, es hätte mir glatt die Stimme verschlagen. «Frau Genini, ich schlage vor, dass wir zurück auf Startfeld 1 gehen und Sie Ihre Frage nochmals stellen.» Budi, du Lümmell! Und für die Statisten: Nicht die Informtiker der Migros Aare waren für die Falschinfo in unserem Intranet verantwortlich, sondern jene Meteorologen, von denen wir die Prognosen jeweils erhalten (und diese werden bei uns intern offenbar «ungeschaut» übernommen).

Sabrina arbeitet bei uns in Schönbühl, leitet das Fotoatelier. Nun müssen Sie etwas wissen: Sabrina – lange blonde Haare – ist bildhübsch, arbeitet noch immer als Model, ohne jegliche Allüren, so richtig «e Zwägi, e Cueti». Für den Geschäftsbericht 2009 der Migros Aare (als Kochbuch realisiert, fotografiert wurde in der Küche der Klubschule an der Marktgasse in Bern – die Köche der «Mutze Chuchi Bern» waren am Werk) hatte ich Sabrinas Hilfe nötig, an drei

Abenden. Getroffen haben wir uns aber nicht direkt in der Klubschule, sondern jeweils 45 Minuten vorher im Kornhaus, um noch über Gott und die Welt zu plaudern. Liebe Lesende, Sie hätten erleben müssen, was dann auf unserem Weg zwischen Kornhaus und Klubschule abging, unter dem Motto «Beauty and the Beast». Nonstop schaute man(n) unter den Lauben Berns zuerst Sabrina an, danach erhielt ich einen Blick, ganz nach dem Motto «Hey, Sugar Daddy, was meinsch eigentlech, wär sygisch?» Sabrina und ich haben uns daran vergnügt und göttlich amüsiert. Wunderbar. Das Vergnügen ging an einem geschäftlichen Anlass weiter. Damit Sie wissen, wovon die Schreibe ist: Im August 2009 haben wir den «Aus der Region. Für die Region.»-Produzenten für ihr Engagement gedankt. Im grossen Festzelt, das anlässlich des Eidg. Hornusserfestes 2009 in Höchstetten gestellt wurde. Ehrengast: Bundesrat Ueli Maurer (auch so ein «Zwäger», siehe Seite 20). Sabrina war als Fotografin anwesend, für das Migros-Magazin, ich hatte die Medienvertreter zu betreuen. «Dummerweise» setzte sich Sabrina zum Znacht neben mich. Läck! Die Blicke der anwesenden Internen hätte Sie erleben sollen. Gut, haben Sabrina und ich ihre Kommentare nicht gehört. Sicher ist bloss eines: Könnten Blicke töten, dann wäre diese Geschichte unvollendet geblieben. Wir hätten auch keine Leiterin des Fotoateliers mehr.



Vom Himmel hoch, da komm ich her.

“Regelmässig trete ich in ein Fett-
nöpfchen, dann und wann springe
ich geradezu mit beiden Füßen in
eines. Meistens kann ich mich aus
der misslichen Situation retten, ver-
einzelt koste ich die Situation sogar
aus, für Kurzgeschichten, wie diese
hier.”

Ein klassisches All-Inclusiv-Hotel in der Südtürkei. Damit Sie sich zurechtfinden: Wir befinden uns auf einer grossen Apéro-Terrasse mit toller Meersicht, phänomenalem Sonnenuntergang und sind erst seit einigen Stunden hier, kennen uns deshalb im Hotel und mit dessen Gepflogenheiten noch nicht aus. Unmittelbar an die besagte Terrasse und nur durch einige Blumenstöcke abgetrennt, befinden sich einige Aussenplätze des Restaurants. Nachtessen ist per 19:30 Uhr angesagt. Durch die grossen Glasfenster sind im Inneren des Restaurants viele Wartende beim Eingang zu sehen, die punkt 19:30:00 Uhr zu ihren Tischen losmarschieren. «Offenbar kann man zu Tische, die Truppe setzt sich innen in Bewegung», bekommen meine Begleiter von mir zu hören, die ihre Gläser mit Cam-

pari-Orange noch nicht ausgetrunken haben, «ich reserviere uns schon mal einen Tisch, nehmt euch Zeit». Als ein Mann der Tat schreite ich sozusagen rank und schlank (...) zwischen zwei Blumentöpfen hindurch und setze mich an einen der Vierertische. Von innen ist die Meute zu sehen, wie sie sich gleich auf die Terrasse ergiessen wird, vorab eine Dame mittleren Alters, die dank schnellen Schuhen ungefähr fünf Meter Vorsprung auf ihre Mitkonkurrenten hat. Sie ahnen möglicherweise schon, was jetzt passieren wird.

Wie mich die Frau am Tisch – offenbar an «ihrem» Tisch – sieht, erstarrt sie zur Salzsäule, allerdings nur für Sekundenbruch-



teile, danach folgt ein Schrei in Richtung ihrer Begleiter: «Wo kommt denn der plötzlich her?». Noch fühle ich mich von Madame nicht direkt angesprochen. Das holt sie Augenblicke später nach: «Junger Mann, wo kommen Sie denn her?» – «Von dort drüben», erkläre ich der Dame aus deutschen Landen, mit einem Daumenzeig und Blick zurück auf die Apéro-Terrasse, denn schliesslich kann ich ja nur schlecht den Titel dieser Realsatire zitieren. Und am liebsten hätte ich noch Folgendes angehängt, nämlich «Danke für den jungen Mann', vermutlich bin ich älter als Sie, aber das ist dann wohl eine andere Geschichte», verzichte aber darauf, denn erstens hat man eine gute Kinderstube genossen und zweitens eskaliert die Situation auch ohne Provokation. Ihr «Was erlauben Sie sich eigentlich?» erinnert mich verdächtig an Giovanni Trapattonis legendäres «Was erlauben Strunz?», aber angesichts des verbalen Orkans halte ich vorsichtshalber die Klappe (jaja, ich weiss, das passt gar nicht zu mir).

Im Normalfall hätte ich mich entschuldigt, wäre aufgestanden und an einen anderen Tisch. Nicht so in diesem Fall, denn erstens baut sich die Frau wie eine Walküre vor mir auf und zweitens sind zum Zeitpunkt ihres Bühnenauftritts links und rechts noch zwei gleichwertige Tische unbesetzt. Irgendwie belustigt mich die Situation sogar – und anscheinend auch andere Gäste. «Schauen Sie sich das mal an, wo der sich hinsetzt!», heult sie zu einem Vorbeilaufenden. «Und weshalb soll er das nicht dürfen?», bekommt sie lachend als Echo, womit der Zapfen definitiv ab ist, ungeachtet, dass sich ihre drei Begleiter längst an einen der beiden anderen Tische gesetzt haben. «Hören Sie mir überhaupt zu? Ich spreche mit Ihnen, können Sie nicht antworten?», kommt als Nächstes. Mit

«Wowou, ig lose nech scho zue, gueti Frou» kommt der Versuch (...) einer Entspannung, aber vermutlich versteht die Frau nur «Bahnhof».

Einer ihrer Begleiter steht kurz auf, will die schätzungsweise 50-Jährige beruhigen, gewissermassen evakuieren und vom Schlachtfeld nehmen («Johanna, jetzt reg dich doch nicht so auf, das macht ja keinen Sinn, wir sind doch in den Ferien und der andere Tisch ist doch auch sehr schön...»), die Furie jedoch futeret weiter: «Ich habe Sie etwas gefragt! Wie kommen Sie mir vor?» – «Wenden Sie sich mit Ihrem Anliegen doch an Ihren Ober-John-Wayne, an Herrn Steinbrück, der weiss offenbar, wie man mit uns Schweizern umgeht» liegt mir auf der Zunge, verlässt meine Lippen allerdings nicht. Und so höre ich der mittlerweile fast Ausrastenden weiterhin stumm zu. Irgendwann hat sie dann ihr Pulver verschossen und setzt sich zu ihren Bekannten. Erstaunt, dass meine Begleiter erst einige Zeit später zu Tisch kommen? Mit ein paar passenden Bemerkungen von «nebenan» begleitet.

Allerdings: Der wirkliche Tiefschlag für unsere Ferienmachende folgt erst knapp 12 Stunden später, denn sie sitzt zusammen mit ihrer Begleitung am Strand direkt hinter uns, in der zweiten Reihe. Wer weiss, ob wir nicht ihren Stamplatz weggeschnappt haben. Wäre mir allerdings gar nicht recht.

«Vom Parteisoldaten zum Soldatenchef.»

“ Unter diesem Titel stand die Einladung der Von-Graffenried-Gruppe zu ihrem traditionellen Frühlingsapéro im Hotel Bellevue-Palace. Bundesrat Ueli Maurer stellte sich nämlich den Fragen von Moderator Kurt Aeschbacher. Tout Berne war sur place. ☺☺

So einmal im Jahr, da tausche ich Jeans und offenes Hemd mit einer «Schale». Das war auch am 23. April 2009 der Fall, schliesslich hat man(n) ja Comment. Bellevue und «Schale» hin oder her: Auch heute bin ich mit meinem Yamaha-Beluga-Roller von Moto Schor am Falkenplatz in Bern unterwegs. Wer von den Anwesenden konnte von sich schon behaupten, dass er/sie seine Kiste direkt vor der Hütte parkieren durfte? Na also.

Auf der Suche nach einem Sitzplatz – entgegen der Norm bei Vorträgen sind die vordersten Reihen heute bereits als erste besetzt, sofern nicht «réservé» für die Haute Volée – mustert man mich kritisch, wahrscheinlich, weil man mich normalerweise nicht an solchen Anlässen sieht und mich deshalb nicht kennt. Und wenn doch, weil ich nicht in Jeans, sondern in Anzug und Krawatte stecke. Igitt. Sygseso. Der Saal ist eine Viertelstunde vor Beginn bereits plein à craquer, ich kann mir gerade noch einen Sitz neben zwei Herren ergattern, deren Aktivzeit vermutlich eher in den Ersten, denn in den Zweiten Weltkrieg zurückreicht. Hat aber auch was Spannendes, denn nirgends lernt man so viel über Geschichte wie im Kreise älterer Menschen, deren Kurzzeitgedächtnis zwar nur noch

suboptimal funktionsfähig ist, dafür der Langzeitspeicher nicht mehr gelöscht werden kann. Ist auch heute so. Kleines Münsterli des Dialogs neben mir: «Jaja... Weisch no, dr Chaudet*?» – «Hä?» – «Chasch di no a Chaudet erinnere?» – «Hä? Wär isch scho dert?» Undsoweiterundsofort.

Meine Privatilektion in Schweizer Geschichte wird jäh mit dem Beginn des offiziellen Teils interruptiert, durch die Begrüssung von Gastgeber Charles von Graffenried, ehemaliger Panzer-Oberst, mit Affinität zur Landesverteidigung, zu einer Zeit, als «rot» noch keine Farbe, sondern eine Gefahr für Mutter Helvetia war. Es folgt ein erstes musikalisches Intermezzo von Nicolas Senn aus dem Appenzöllischen mit seinem Hackbrett. Wichtig zu wissen: Der Mann, der Geniales auf sein Brett hackt und das Publikum begeistert, ist nicht mit dem UBS-Ehrenpräsidenten Niklaus Senn zu verwechseln, obwohl man auf dessen Bude auch herumhacken könnte. Aber das ist ein anderes Thema und gehört sicher nicht hierher. Wenig später betreten die beiden Hauptakteure die Bühne, wobei der Moderator der Nation vor dem Gespräch mit Bundesrat Maurer noch einige passende Worte an die Adresse des Gastgebers richtet. (Zwischenbemerkung des Schreibenden: Kurt, der Holländerturm, den du erwähnt hast und der Herrn von Graffenried gehört, steht beim Waisenhausplatz, nicht auf dem «Chefigplatz», sowas gibt es in Bern nicht.)

Applaus. In bekannt witzigcharmanter Manier versucht Kurt Aeschbacher sein Vis-à-vis herauszufordern und zu hinterfragen, wobei der amtsjüngste Minister



alle rhetorischen Tricks drauf hat. Ganz wie seinerzeit Georges Marchais, der ehemalige Kommunistenchef Frankreichs, der einem unbequem fragenden Journalisten einmal auf dessen Bemerkung «Herr Marchais, das ist nicht die Antwort auf meine Frage» erwiderte, er könne schliesslich nichts dafür, wenn der Journalist die falschen Fragen stelle. Zurück jetzt aber nach Bern, mit einer Behauptung (auch wenn Linke jetzt auf mich einprügeln werden): Ich werde kaum der einzige Anwesende sein, der an diesem Spätnachmittag im Saal zum Maurer-Fan mutiert ist. Läck, isch dä Typ tätschguet gsi! Seine Antworten aus dem fließenden Gespräch heraus kommen spontan, sympathisch, humorvoll, witzig und – vor allem – authentisch. Da zieht keiner eine Show ab, da gibt sich einer bodenständig und volksnah, wie er ist. Sogar politische Gegnerinnen aus dem Bundesratskollegium nimmt er bis zu einem gewissen Grad in Schutz. Respekt.

Nach dem offiziellen geht es zum inoffiziellen Teil, zum eigentlichen Höhepunkt für

viele: Zu den Häppchen und zu den Cüplis, in der Einladung als «Dinner-Cocktail» bezeichnet. Da medienpolitisch und privatrechtlich auf Höhe der Aufgabe, werde ich mich tunlichst hüten, Beobachtungen bei den exzellenten Buffets namentlich gezielt gewissen Zeitgenossen zuzuordnen, aber es gäbe da einiges zu erzählen, wer denn wen klassisch ausbremsen konnte, beim Zugreifen auf die Silberplatten («Ouw! Excusez, ich habe Sie nicht gesehen...»). Köstlich. Und lehrreich.

Gegen 19:00 Uhr ertappe ich plötzlich den einen oder anderen Gast, wie er diskret auf die Uhr schaut, um unmittelbar danach mit Blickkontakt zu anderen Anwesenden den – offenbar von langer Hand geplanten – Abmarsch zu signalisieren. Des Rätsels Lösung: Um 19:45 Uhr spielt YB gegen Xamax. Und, ganz praktisch: Weil im Stade de Suisse heute «Ladies Night» angesagt ist, kann man seine Begleitung gleich mit auf den Weg nehmen, für nur zehn Franken Eintritt. Höhepunkt des Dinner-Cocktails für mich ist jedoch Kellner Miguel aus Mallorca, der einem gewissen Rafael Nadal wie ein Ei dem anderen gleicht und ebenso gut wie die Nummer 1 im Tennis serviert. Zumindest die Getränke.

Übrigens, liebe Anwesende: Jene unter Ihnen, die noch immer verunsichert sind, weil ich Ihnen beim Apéro allen Ernstes verzelt habe, das wäre gar nicht Ueli Maurer auf der Bühne gewesen, sondern Viktor Giacobbo, können aufatmen. Es war tatsächlich unser Bundesrat. Glaube ich wenigstens.

*Paul Chaudet war von 1955 bis 1966 Vorsteher des EMD. Eine Anekdote besagt, unter seiner Türglocke wäre zu lesen gewesen: «En cas de guerre sonner deux fois.», im Kriegsfall zweimal läuten.

BRUNNEN

Von Wahrnehmensverschiebung und Prioritätenfindung.

“Manchmal komme ich mir richtig trivial vor, wenn ich den «tieferen Sinn» einer Fotografie erkläre: «Ich fotografiere eine Momentaufnahme, die mir gefällt.» ☹☹

Dass man seine Leidenschaft für die Fotografie (tönt doch schon mal viel besser als blosses «Fotografieren», nicht wahr?) auch wesentlich eloquenter ausdrücken kann, das beweist eine Kollegin von mir. Hier ein Auszug aus einem Artikel von ihr, so wie er kürzlich zu lesen war: «Die völlig einnehmende Emotion, das Abtauchen in eine andere Welt, die Wahrnehmung der Wirklichkeit, die oftmals eine andere Dimension annimmt, manchmal bis zur Ausblendung der Gegenwart, andererseits Momente der absoluten Ideenlosigkeit und Wahrnehmungsverschiebung auf dem Weg zur Prioritätenfindung: Es sind dies die Momente, in denen ich den Kern des Bildes suche, die Vielschichtigkeit der Wahrheit. Die Fotografie kann neue Welten eröffnen. Möglichkeiten und Betrachtungsweisen sind in ihrer Umsetzung unerschöpflich. Eine Fotografie ist eben nicht nur ein Bild, eine Interpretation des Wirklichen, sondern zugleich eine Spur, etwas wie eine Schablone des Wirklichen, wie ein Fussabdruck, ein Bild, das wahr ist, sofern es etwas Wirklichem ähnelt, und das zugleich Täuschung ist, weil es die Wirklichkeit lediglich inszeniert.» Voilà, wüssten wir also auch das.

Im vergangenen Dezember konnte ich erstmals offiziell ausstellen, bei der Weih-

nachtsausstellung im «Haus der Kunst» Solothurn. «NoBody» also inmitten von zum Teil renommierten Künstlerinnen und Künstlern. Eine echte Herausforderung, vor allem dann, wenn man Interessierten gegenüber sein Werk erklären muss, es würdigen sollte. Ein «Mir hat die Situation gefallen, also habe ich einfach abgedrückt» mutet inmitten der kunstschaffenden Haute Volée doch eher komisch an. Wie bereits gesagt, ich bin als Fotograf ein bisschen einfacher strukturiert als meine eingangs zitierte Kollegin. Das zeigt sich auch an unseren Apparaten: Sie mit einer sauteuren Nikon-Digital-Spiegelreflexkamera (die sie aber – im Gegensatz zu vielen anderen Zeitgenossen – zumindest korrekt in der Hand hält, beim Fotografieren), ich mit meiner fast lächerlich anmutenden kleinen Panasonic Lumix, immerhin mit einem Leica-Objektiv ausgestattet. Aber ich finde, wir beide sind kein schlechtes Duo. Die Lumix und ich.

Was also Kunstsammlern an der Vernissage in Solothurn erklären, wenn sie sich nach der Hintergründigkeit (was für ein Wort!) erkundigen, bei meiner Aufnahme «Gemeinsam einsam» (Seite 72)? «Mir hat die Situation gefallen, diese vier Leute, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.» Tönt ein bisschen sehr simpel, finden Sie nicht? In mir reift vor der Vernissage die Idee heran, zwei Kolleginnen zur Eröffnung der Ausstellung einzuschleusen, mit dem ganz klaren Auftrag, vor dem Bild eine scheinbar zufällige Würdigung vorzunehmen, wenn sich Besucherinnen oder Besucher «Gemeinsam einsam» näher betrachten.



(Siehe auch Seite 72)

Könnte ungefähr so gehen, vor dem Œuvre: «ich kenne den Fotografen persönlich, Bo, es ist unglaublich, was er mit einfachsten Mitteln einfängt, Alltagssituationen sozusagen einfriert und ins Bewusstsein des Betrachtenden implementiert.» Eine solche Aussage liesse doch einfach aufhorchen. «Ist es der Fotograf, der dort drüben steht, mit der kleinen Kamera?» – «Nein, das dort ist Leonardo Bezzola, ein weltbekannter Fotograf, Bo konnte nicht zur Vernissage kommen, er musste kurzfristig nach New York. Weisch, Auftragsarbeit.» Und weiter im Text: «Wenn man weiss, dass er dieses Bänkli fast eine Woche lang ununterbrochen beobachtet hat, bis er die Situation festgehalten hat. Schau dir auch ganz genau den Verlauf der Fugen zwischen den Betonplatten an, sie stehen in Einklang mit der Position des Bänklis, dessen Lehne bewusst nicht genau parallel zur Bildkante verläuft.» – «Boah! Ja, jetzt sehe ich das auch, wo du es sagst...» Ich bin überzeugt: Jeder Zuhörer wäre da beeindruckt. Zutiefst. Meine beiden Damen

würden dann weiter aufzischen: «1'000 oder 1'500 Aufnahmen hat er allein von diesem Bänkli gemacht, in den Tagen seines Aufenthaltes in St-Malo. Bis er diese hier ausgewählt hat, läck, das war vielleicht eine Evaluation. Unglaublich.» Nach dieser Feststellung kann definitiv bloss noch Stillschweigen erfolgen, andächtiges. Und Kopfnicken.

Mir ist doch auch klar, liebe Leserinnen und Leser, meinem Bild fehlt nach einer solchen Würdigung bloss noch eines: Eine zusätzliche «0» beim Preis. Eigentlich schade, waren die beiden imaginären Frauen nicht an der Vernissage.

Eine ganz normale Fahrt in der Gondelbahn.

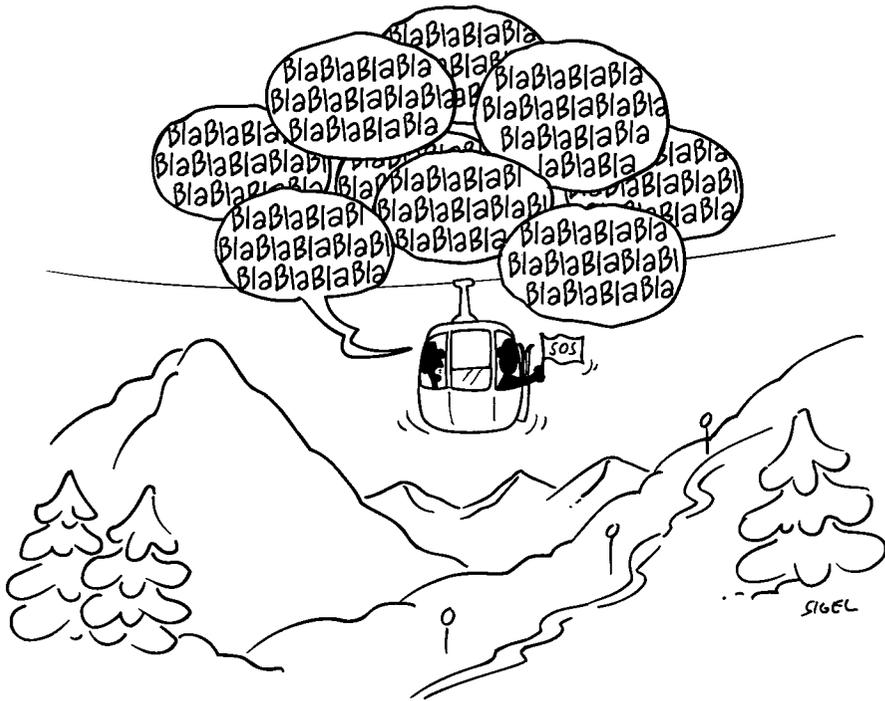
“ **«Was Sie nicht immer alles erleben!» Das dürfte die meistgehörte Feststellung von Leserinnen und Lesern meiner Ferienlektüren sein. Nur beruht das auf einem Irrtum. Jede Wette: Sie alle erleben ebenfalls solche Intermezzi, beachten oder beobachten sie aber vermutlich weniger als ich. Hier ein Beispiel aus einer Gondelbahn in Grimentz. Wir schreiben Ostern 2009 gegen 16:00 Uhr, es gibt noch viel Schnee auf den Pisten.** ”

Weil meine Frau und ich seit 09:00 Uhr sozusagen den ganzen Tag auf genial präparierten Pisten durchgefahren sind, ziehen wir es vor, auf die im Laufe des Tages doch etwas strapazierte Talabfahrt zu verzichten und mit der Gondel runterzufahren. Nebst uns beiden anwesend: Ein Ehepaar um die 60. Er ungefähr 160 cm gross, stark übergewichtig, er schnauft denn auch wie ein Brauereiross, röchelt und «choderet» die ganze Zeit. Sie etwas kleiner, eindeutig Wortführerin. Damit Sie wissen, wo genau wir uns befinden: Rechterhand schauen wir eine steile Buckelpiste hinauf, die dann nach ungefähr 200 Meter mit einer Rechtskurve in die Hauptpiste mündet, die ihrerseits in 50 Meter Distanz zur Gondel parallel zur Talstation führt. Es geht los.

Ganz oben auf der Buckelpiste ist ein Skifahrer zu sehen, der elegant zwischen den Hügeln hin und her schwingt. Sie: «Schau mal, den dort! Der riskiert viel, ein so schlechter Fahrer auf dieser steilen

Piste!» Er dreht sich in Richtung Piste um. «Wo?» – (Sie, mit Fingerzeig) «Dort!» – «Aha, ja...» – «Schau mal, wie der komisch fährt! Wenn der sich bloss nichts antut, sieht ja schrecklich aus.» Der Mann schaut hinauf, wobei unklar bleibt, ob er wirklich sieht/merkt, um wen es hier geht, hingegen ist sein «Schnudere» und «Choderet» unüberhörbar. «Der würde auch gescheiter die Gondel nehmen, mein Gott, das ist ja nicht auszuhalten!» – «Er hat Buckelskis» meint er zu ihr, worauf sie für einige Sekunden nichts mehr sagt und ich mich frage, wie denn eigentlich Buckelskis wohl aussehen mögen. Ich werde morgen einmal bei Virage Sports in Vercorin fragen, man(n) ist bekanntlich nie zu alt, um dazuzulernen.

«Der fährt wirklich komisch, ein Wunder, ist er noch nicht gestürzt!», kommentiert sie für uns alle, als der Skifahrer heil am Ende der Buckelpiste angekommen ist und sich daran macht, auf Höhe unserer Gondel die Schlusspiste hinabzuschwingen, wobei er für einige Sekunden unter der Gondel verschwindet und deshalb für kurze Zeit für uns nicht sichtbar ist. «Was habe ich gesagt? Wahrscheinlich hat es ihn jetzt überschlagen, er ist nämlich nirgends mehr... Aha, doch, dort sieht man ihn wieder!» (Jetzt bemerke ich, dass er einen Fischer RC4 fährt, schätzungsweise 170 cm lang, also einen ganz normalen Ski.) Ich schaue meine Frau an, mit einem Blick, der nichts anderes als «Kann-man-der-Frau-nicht-irgendwo-die-Batterie-rausnehmen?» bedeuten kann. Währenddem er nach wie vor mit sich selber beschäftigt ist, doppelt sie nach, beim Anblick des Skifahrers: «Komisch fährt der...», um sich



nahtlos der Piste anzunehmen, mit der Feststellung «...diese Hügel im Steilhang macht man extra im Winter.» Nein, gute Frau, nicht wirklich.

«Schau mal, wegen dieses bisschen Schnee haben sie die Strasse zum Stausee nach Moiry gesperrt, das ist ja lächerlich», kommt als nächste Feststellung, da der Fischer-Fahrer uninteressant geworden ist. Bei dieser Feststellung fühle ich mich ungefragt angesprochen. «Nein, nicht deswegen, das dort ist bloss ein Wanderweg, die Strasse nach Moiry ist eine ganz andere und noch immer mit über einem halben Meter Schnee bedeckt.» Was an dieser Aussage schockierend sein könnte, entzieht sich meiner Kenntnis, aber irgendwie fühle ich mich schuldig, dass die Frau während einer Minute gar nichts mehr sagt, währenddem ihr Mann alles andere als still

und leise vor sich hin röchelt und hustet. Wäre die Schweinegrippe damals schon ein Thema gewesen, ich hätte per Handy sofort die Rega angerufen und mich direkt aus der Kabine ausfliegen lassen.

Endlich, endlich sind wir unten an der Talstation angelangt. Meine Frau und ich steigen zuerst aus. Hinter uns beginnt es wieder zu palavern: «Schau mal, was für komische Skis die beiden haben, ich habe mich schon in der Gondel gewundert. Das müssen ganz billige Skis sein, nicht einmal angeschrieben sind sie, das sind keine Markenskis. Deshalb wohl sind sie nicht runtergefahren.» Schlussbemerkung: Sollte der Mann bis heute seinen Husten und seine Frau überlebt haben: Mein Mitleid hat er.

© 2011 SIGEL

Wenn eine Gewerkschaft handgreiflich wird...

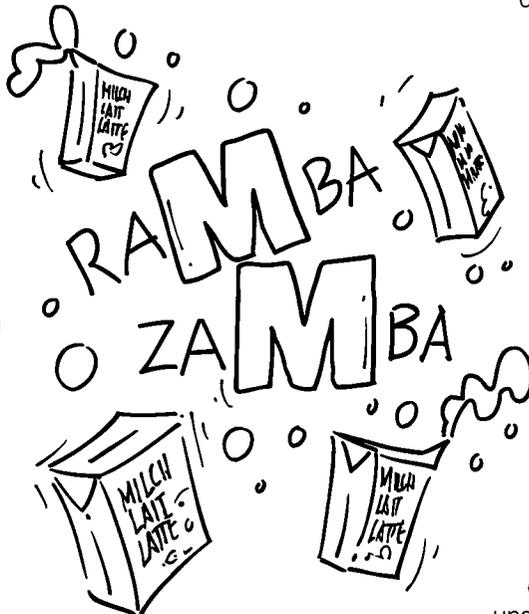
“Bekannt: Man soll nicht alles glauben, was in den Medien steht. Es gilt aber auch, nicht alles zu glauben, was noch nicht in den Medien steht.”

Die Gewerkschaften stehen regelmässig im Konflikt mit Arbeitgebern. Je grösser eine Firma, desto lauter, denn damit kann man sich Öffentlichkeit schaffen. In dieser Real-satire geht es aber nicht um die Rolle der Gewerkschaften oder der Arbeitgeber, denn meine Betrachtungsweise dürfte ohnehin subjektiv ausfallen. Hier und jetzt geht es um einen Vorfall in einer Migros in der Stadt Biel. Kleiner Vorspann: Eine Gewerkschaft hat Aktionen vor dieser Verkaufsstelle ange-droht. Weil wir nicht unverhältnismässig auf die Drohung reagieren wollen, verzichten wir auf Überwachungs-personal vor der Filiale, wir bitten einzig den Leiter, uns in Schönbühl zu informieren, falls sich etwas tun sollte. Alles mit Mass.

Es ist gegen 19:00 Uhr, als ich eine SMS erhalte und da-

rüber informiert werde, dass es in der besagten Migros zu Ausschreitungen gekommen ist, die Polizei sei informiert. Mehr ist dem Handy nicht zu entnehmen, so dass ich sofort in die besagte Filiale anrufe. Jene Kollegin, die den Hörer abnimmt, traut mir nicht über den Weg, als ich ihr erkläre, ich sei Pressesprecher der Migros Aare und wüsste gerne Details zur Sache: «Ich weiss nicht, ob ich Ihnen Auskunft geben darf, ich verbinde Sie deshalb mit dem Filialleiter.» (Die Kollegin wird Tage später einen Blumenstrauss für ihre korrekte Reaktion erhalten, denn da könnte ja jeder daherkommen und behaupten, er sei der Bornhauser von der Presseabteilung.) Nach einem kurzen Gespräch mit

dem Filialleiter werde ich mit einem Mitarbeitenden verbunden, der die Sache 1:1 miterlebt hat. Seine Schilderung des Vorfalls, sinngemäss: Um ca. 18:15 Uhr seien acht bis zehn Männer in die Migros-Filiale gekommen, hätten sich Milchpackungen geschnappt, danach Kunden und Personal belästigt. Sie wären auch handgreiflich geworden, bis zum Moment, da sie von einigen beherzten



Mitarbeitenden und Kunden regelrecht auf die Strasse gestellt worden wären. Vor allem aber: Es seien Gewerkschaftsvertreter gewesen. Wie er darauf komme, will ich wissen (im Gedanken formuliere ich bereits die Schlagzeile einer möglichen Pressemitteilung, «Gewerkschaft schickt Schlägertrupp...»). «Sie hatten Plakate dabei, mit dem Namen der Gewerkschaft!», heisst es. Immerhin, verletzt wurde niemand, die Polizei sei soeben eingetroffen und würde einige Gewerkschafter vernehmen.

Im Wissen, dass die Gewerkschaft ja eine Aktion angedroht hatte, mache ich mich ans Schreiben einer Kurzmeldung für die Medienvertreter. Während ich die Sätze in die Tastatur haue, kommen gewisse (...) Zweifel über den Tathergang auf. Zwar erlebe ich einzelne Vertreterinnen und Vertreter der Gewerkschaften als sture Zeitgenossen, die überhaupt nicht zuhören mögen, wenn man den eigenen Standpunkt zu erklären versucht und – im Gegenteil – auf ihren zum Teil nicht mehr ganz neuzeitlichen Ideologien beharren und Arbeitgeber grundsätzlich als Feinde einstufen. Aber gewalttätig? Nein, so habe ich noch niemanden aus den Gewerkschaften erlebt. Klar, dann und wann geben wir uns verbal «uf e Gring», aber an die Gurgel sind wir uns noch nie. Mit dieser Erfahrung höre ich mit dem Schreiben auf und rufe wieder in die besagte Filiale an. Parallel dazu informiere ich per SMS/E-Mail den Krisenstab der Migros Aare.

Per Zufall habe ich beim zweiten Anruf direkt den Filialleiter am Telefon. «Ein Vertreter der Polizei steht neben mir, möchten Sie direkt mit ihm sprechen?» Klar möchte ich das. Vom Freund und Helfer lasse ich mir den ungeheuerlichen Zwischenfall mit den Gewerkschaftsvertretern schildern. Nach Angaben der Polizei sind «acht bis zehn Männer» gegen

18:15 Uhr schnurstracks in die Molkereiabteilung der Migros gelaufen. Jeder der Männer hätte einen Tetrapack Milch aus dem Regal genommen, worauf sie versucht hätten, diese Milch zu überbissenen Preisen anwesenden Kundinnen und Kunden anzudrehen, mit dem Hinweis, das sei Supermilch und einen Mehrpreis wert, worauf es zwischen den Männern und Mitarbeitenden resp. Kunden zu Handgreiflichkeiten gekommen wäre, wobei die zum Teil alkoholisierten Männer diese Streitereien ausgelöst hätten. Man sei jetzt im Besitz ihrer Personalien.

Ich stelle ganz vorsichtig die Fragen aller Fragen: «Waren das Gewerkschafter? Oder gar Bauern, die gegen den Zerfall des Milchpreises auf ihre Art protestiert haben?» Er verneint, will wissen, wie ich darauf kommen würde. Um unsere Mitarbeitenden nicht zu desavouieren, erzähle ich irgendetwas von angedrohten Aktionen, ohne eine Gewerkschaft beim Namen zu nennen. Er klärt mich auf: «Das waren Leute, die bei einem feuchtfröhlichen Polterabend die Idee hatten, in der Migros Rambazamba zu machen.» Ob die Polizei denn keine Plakate gefunden hätte, mit Aufschriften? Er verneint: «Sie hatten alle die gleichen T-Shirts mit der gleichen Aufschrift, aber mit Gewerkschaften hatte das nichts zu tun.»

Liebe Leserinnen, liebe Leser, Sie werden sich ungefähr vorstellen können, mit welcher Erleichterung ich daraufhin die Delete-Taste für meine Medienmitteilung gedrückt habe. Und ich will mir gar nicht erst ausmalen, was passiert wäre, hätte ich sie voreilig und ohne Rückfrage abgeschickt...

© 2014 Migros Aare

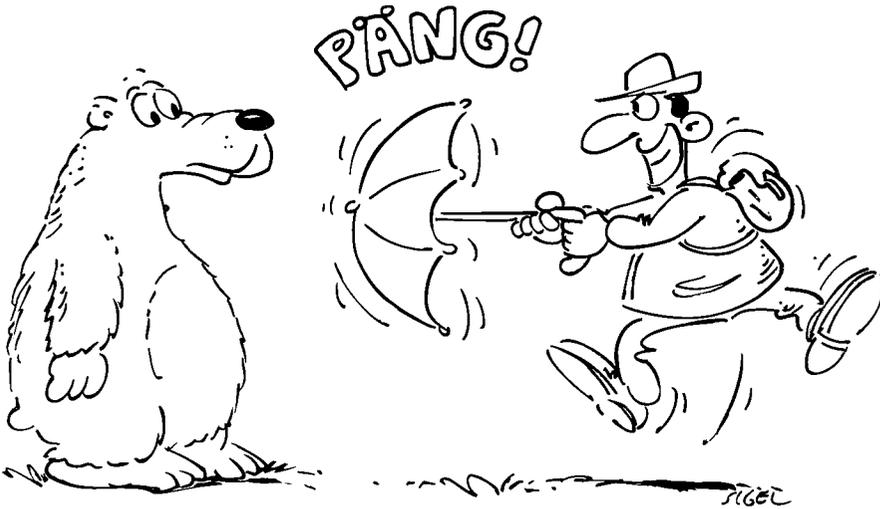
Die Dame entlang der Wertschöpfungskette...

“ Auch in dieser Ausgabe Ihrer Ferienlektüre ein paar Witze, damit Sie sie nicht aufschreiben müssen. Bitte, bitte, gern geschehen. ”

Hier ein klassisches Beispiel, wie die Optimierung entlang der Wertschöpfungskette funktioniert: Eine kleine Stadt an der Riviera. Hauptsaison, aber es regnet, die Stadt ist leer. Alle haben Schulden und leben auf Pump. Zum Glück betritt ein reicher Russe das Grand Hotel. Der Russe will ein Zimmer, legt 500 Euro auf den Tisch und verschwindet mit dem Portier, um sich das Zimmer anzusehen. Der Hotelchef nimmt derweil das Geld und rennt damit zum Metzger, um seine Schulden zu begleichen. Dieser nimmt die Banknote und speedet zum Schweinezüchter, um seine Schulden zu tilgen. Der Söimäster rennt mit den 500 Euro zum Futterlieferanten, um ausstehende Rechnungen zu begleichen. Letzterer nimmt das Geld und bringt es der Dame aus dem Horizontalen, bei der er das letzte Mal auf Kredit zu Besuch war (auch hier hinterlässt die Finanzkrise halt ihre Spuren). Die Lady schnappt sich die Kohle und fährt mit ihrem Mustang zum Hotelchef, um ihre Schulden für das Stundenzimmer zu regeln. Genau in diesem Moment kommt der Russe zurück, motzt, das Zimmer gefalle ihm nicht, fordert seine 500 Euro zurück und verlässt die Stadt. Merke: Niemand hat wirklich etwas verdient, aber die ganze Stadt hat keine Schulden mehr und schaut plötzlich wieder total optimistisch in die Zukunft. Sy no Frage?

Drei alte Damen, sehr alt. Die Älteste ruft aus dem Badezimmer: «Habe ich schon geduscht oder muss ich erst noch?» Die Mittlere, auch schon 89-jährig, antwortet: «Warte, ich komme und schaue nach.» Auf der alten Holztreppe dreht sie sich zur Jüngsten um, die am Esszimmertisch sitzt: «War ich jetzt schon oben oder muss ich noch ins Badezimmer?» Die Ältere klopft sich mit der Faust auf den Kopf: «Holz anfassen, damit mir das nicht passiert... Warte! Ich komme, ich muss bloss schnell nachschauen, wer an der Türe geklopft hat.»

Mal ganz ehrlich: Ist es bei Ihnen auch schon vorgekommen, dass Sie einen Gleichaltrigen genauer betrachtet haben und Sie dabei das Gefühl hatten, dass Sie selber nie und nimmer so alt aussehen? Ist einer Zeitgenossin auch passiert, gegen 60, neulich, bei einem neuen Zahnarzt (ihr bisheriger ist inzwischen Nichtraucher geworden, liegt zwei Meter unter dem Boden). Im Wartezimmer betrachtet die Frau das Diplom an der Wand. Der Name kommt ihr bekannt vor. Haben nicht ihre Schulkameradinnen und sie vor über 40 Jahren im Gymnasium von einem gleichnamigen Studi geschwärmt? Gross, very good looking, sportliche Figur, Frauenschwarm. In diesem Augenblick holt sie der Dentist persönlich aus dem Wartezimmer ab. Aber der Name muss Zufall sein, denn dieser Mann im weissen Kittel muss jemand anderes sein: Graue Haare, gebeugter Gang, rundlich, das Gesicht voller Runzeln. Kein wirklicher Beau. Zum Schluss der ersten Konsultation dennoch die Frage: «Haben Sie in Bern den Gymer besucht?» – «Ja, weshalb fragen Sie?» –



«Und wann die Matur gemacht?» – «1968.»
 – «Ich denke, wir waren zur gleichen Zeit
 im Gymer!» Und dann fragt dieser alte,
 hässliche, fast kahlköpfige, runzelige und
 übergewichtige Idiot: «Ah ja? Welche
 Fächer hatten wir bei Ihnen?»

Deftig, aber gut: ER kommt nach Hause,
 SIE sitzt vor dem TV und schaut... Fuss-
 ball. «He! Hallo! Was ist denn das Neues!
 Kein Essen auf dem Tisch und du schaust
 Fussball! Davon verstehst du doch nichts!»
 – «Na und? Du schaust ja auch Pornos.»

Ein 84 Jahre alter Mann, nicht ganz
 unvermögend, macht seine jährliche
 ärztliche Untersuchung. Der Arzt fragt,
 wie er sich fühle: «Ich habe mich nie
 besser gefühlt! Meine bildhübsche
 Freundin ist 22 Jahre alt, schwanger und
 erwartet mein Kind. Nicht schlecht, gell,
 Herr Doktor?» – «Lassen Sie mich Ihnen
 eine Geschichte erzählen: Ich kenne
 einen Jäger, der nie eine Jagdmöglich-
 keit verpasst hat. Aber eines Tages befestigte
 er aus Versehen den Regenschirm
 statt des Gewehres auf dem Rucksack.
 Als er im Wald war, stand plötzlich ein Bär
 vor ihm. Er nahm den Regenschirm vom
 Rucksack, zielte auf den Bären und...
 PÄNG, der Bär ging zu Boden und war
 sofort tot.» – «Hahaha, Herr Doktor, das
 ist gar nicht möglich!», lachte der Alte,
 «Es muss ein anderer Jäger geschossen
 haben!» – «Genau», antwortete der Arzt.

Drei Herren, alle 55, sitzen zusammen.
 «Wollen wir nicht wieder einmal eine Klas-
 senzusammenkunft machen?» Der Vor-
 schlag wird gutgeheissen. «Und wohin
 gehen wir?» – «Ins Rössli.» – «Weshalb ins
 Rössli?» – «Dort hat es eine hübsche Servie-
 rerin mit einem kurzen Schwarzen.» Zehn
 Jahre später: «Wohin wollen wir dieses Jahr
 zur Klassenzusammenkunft?» – «Ins Rössli,
 die haben eine sehr schöne Karte.» Zum
 75. will man natürlich erst recht eine Jubi-
 läumszusammenkunft machen, klar doch,
 im Rössli, «weil es dort so bequeme Stühle
 hat». Nochmals zehn Jahre später, mit 85:
 «Wohin wollen wir zur Klassenzusammen-
 kunft?» – «Ins Rössli.» – «Weshalb denn ins
 Rössli?» – «Öfter mal was Neues, da waren
 wir noch nie.»



Von Easy-Check-Ins und Kriegs-Sandwiches.

“ Warteschlangen vor dem Check-in am Airport Kloten (fragen Sie übrigens einmal einen Holländer, was er denn unter «Chlote» versteht ☺) sind Geschichte. Dort geht jetzt alles viel schneller als früher. ”

Um längerfristig Kosten und Personal zu minimieren – gleichzeitig aber den Adrenalinausstoß der Passagiere zu maximieren – delegiert die Swiss die Kofferaufgabe in einer Art Testphase bis Ende 2009 in halbautomatischer Manier den Fliegenden. Mit dem Erfolg, dass sich die Warteschlangen nun vor den neuen Kästen bilden.

Manchmal, da frage ich mich schon, wie genau es gewisse Pressesprecher mit der Wahrheit nehmen. Oder, noch schlimmer, wie gut sie selber vom eigenen Unternehmen über gewisse Vorgänge innerhalb der eigenen Bude informiert werden. Denn: Genau zu jenem Zeitpunkt, da diese Real satire spielt, lässt die Swiss via Pressesprecher verlauten, sie sei mit dem Erfolg der neuen Schnell-Check-Ins nach nur wenigen Tagen der Inbetriebnahme «sehr zufrieden». Sagen wir es so: Jene

Passagiere, die um mich herum einchecken, werden ob dieser Aussage verwundert den Kopf schütteln. Ich auch.

Was man unserer – unserer? – nationalen Fluggesellschaft zu Gute halten kann: Sie hat den Personalbestand wohl verdoppelt, damit auch die dümmsten Passagiere das, so der Medienreferent, «ganz einfache System» beim Einchecken auch checken. Zu den Fakten: Man hat jetzt an



Automaten anzustehen, um sein Gepäck zu registrieren und um die Bordkarte ausdrucken zu lassen.

Zuerst erscheinen auf der Bildoberfläche die Namen vieler Airlines. Weil mit Swiss unterwegs, «touchscreen» ich den Namen. «Bitte warten» erscheint jetzt. Also tue ich wie befohlen und warte. Und warte. Und warte. Derweil wird auch links und rechts geflucht, international, in mehreren Sprachen, total multikulturell. «Gehen Sie an einen anderen Apparat», empfiehlt eine freundliche Swiss-Mitarbeitende. Ich tue wieder wie befohlen. Und warte. Nicht wegen der Kiste, sondern wegen des Eincheckenden vor mir, der ebenfalls von einer Mitarbeitenden «begleitet» wird, Schritt für Schritt. Dann komme ich an die Reihe. Wieder der Touchscreen mit den Namen einiger Fluggesellschaften. «Swiss» wird berührt. «Bitte warten.» Bereits nach einigen Augenblicken wird man dieses Mal gebeten, die elektronische Billettnummer, den Scanneraufdruck oder einen bestimmten Code einzutippen. Wunderbar. Und wo finde ich das alles auf meiner Flugbestätigung, zumal sofort ersichtlich, dass kein Strichcode aufgedruckt ist? Da! Eine 12-stellige Nummer. Mal sehen, ob sie mir zum nächsten Systemschritt verhilft. Bingo! Sofort leuchtet mein Name auf. Ja! Genau! Das bin ich! Bornhauser Thomas. Yes, I can! Und einen Koffer habe ich auch. Deshalb darf ich mich an die nächste Aufgabe heranmachen. «Is everything okay?», will eine freundliche Angestellte wissen. «Jaja, bis itze scho...» Ich berühre ganz berührt die nächste Taste, worauf es im Inneren der Kiste zu rumoren und zu rattern beginnt. Heraus kommt ein langer, langer Zettel, der sich als Gepäckanhänger herausstellt. Kurz darauf folgt mein Ticket. «Finden Sie das neue System gut?», will ich von meinem weiblichen Schutzengel wissen, der neben mir steht. «Daran werden Sie sich gewöhnen müssen, denn

wir zwingen die Leute jetzt einfach dazu, sich mit dem System vertraut zu machen und anzufreunden, schliesslich werde ich ja auch nicht gefragt, ob die Migros ihre Preise am Regal und nicht mehr auf den Produkten anschreiben soll», kommt volley retour, ohne dass Miss Swiss weiss, wer ich bin. Päng! 1:0 für den Schutzengel.

Mit Koffer und Ticket in der Hand schreite ich zu einer Art kontrollierten Warteschlange. Dort lässt man seinen Koffer wägen und weiterbefördern, samt Vorlegen eines Ausweises. Danach folgt frei nach Miss Sophie «the same procedure as every year»: Pass- und Sicherheitskontrollen, Zusteigen, Vorführung der Sicherheitsmassnahmen an Bord, Abflug. Wie gut man übrigens zusätzlich sparen kann, zeigt die Verpflegung an Bord der Swiss (jajaja, zugegeben, hier gibt es wenigstens noch etwas Kleines zu essen und zu trinken, im Gegensatz zu anderen Fluggesellschaften auf Kurzstreckenflügen): Das «Lye bread sandwich Mozzarella» deklariert überhaupt keine Zusammensetzung und auch kein Herstellungsdatum, aufgeführt werden lediglich ein paar Infos für Allergiker und das Verbrauchsdatum. Mit Sicherheit kann das Ding während einer längeren Zeit verfüttert werden, derart gummig sind Brot und Mozzarella. Igitt. Weshalb kommt mir ausgerechnet in diesem Moment jener Büchsen-Kampfkäse in den Sinn, der im Militär jahrelang haltbar war?

Zur Ehrenrettung der Swiss sei festgehalten: Auch das automatische Easy-Check-In in einer anderen europäischen Hauptstadt funktionierte am Airport für den Rückflug nur mit manueller Unterstützung einer Flughafen-Hostess.

© 2014 Thomas Bornhauser

Chronologie eines angekündigten Verkehrszusammenbruchs.

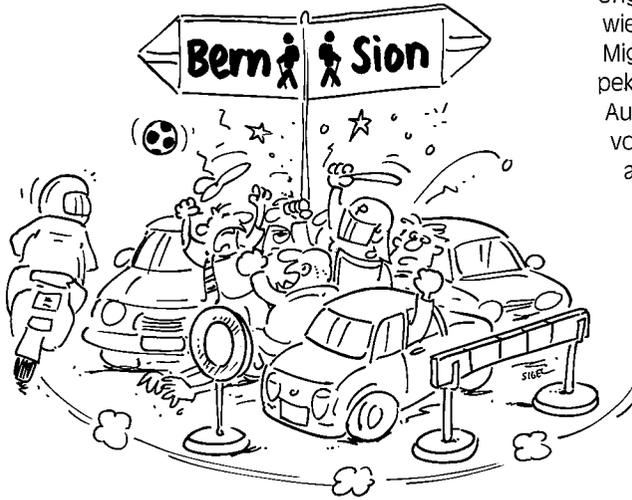
“ Weil Fussballverbandspräsident Ralph Zloczower am Pfingstmontag 2009 auf den Bahamas an einem FIFA-Kongress landesabwesend ist, lässt er aus diesen rein persönlichen Gründen den Final im Schweizer Fussballcup 2009 kurzerhand vom traditionellen Pfingstmontag auf Mittwochabend vor Auffahrt verlegen, weil die anwesenden 31'788 anderen Zuschauer ihn am Pfingstmontag sonst bestimmt schmerzlichst vermisst hätten. Haha. Andernorts hätte eine solche Entscheidung einen Sturm der Entrüstung und einen Eclat provoziert, hierzulande – wir Schweizer sind bekanntlich extrem pflegeleicht – nur einen Verkehrszusammenbruch. ●●

Zugegeben, man musste kein Prophet sein, um das Verkehrschaos vorauszusagen: Innert nur weniger Stunden der ganz normale Auffahrtsverkehr Nord-Süd, Baustelle Wankdorf-Kreuzung, BEA, Radio BE1-Party auf dem BEA-Gelände, Cupfinal mit dem halben Kanton Wallis auf den Autobahnen, «Clubbers Night» im Wankdorf Club undsoweiterundsofort. Ralph Z., wahrlich, Sie dürfen mächtig stolz auf sich sein, haben Sie zum Schluss Ihrer Karriere allen noch einmal gezeigt, wer Herr im Hause ist. Wir werden das von Ihnen mitverursachte «Vehrkehrschaos vor dem Match» (BZonline am Auffahrtsmorgen) so schnell nicht vergessen. Aber lassen wir das.

Den Verkehrskollaps mochten die Berner Medien ihrerseits nicht gross voraussagen. Einzig die Berner Zeitung BZ liess die inte-

ressierte Leserschaft am Tag des Cupfinals wissen, dass es im «Raum Wankdorf» zu Behinderungen kommen werde. Heisser Tipp der Redaktion: Man wurde gebeten, «das Stadion zu umfahren». Und wohin mit der Karre, wollte man ans Spiel? Auf den Parkplatz des Mystery Parks in Interlaken?

Als Realsatiriker ist es natürlich Pflicht, die Probe aufs Exempel zu machen, zumal der Gegenverkehr aus der Romandie auf der Autobahn in Richtung Stade de Suisse bei meiner Heimfahrt von der Arbeit ab Schönbühl in Richtung Wohlen um 16:00 Uhr bereits happig ist. Rotweisse Fahnen, die aus den Fenstern flattern und Gehupe signalisieren, wohin man will. «Allez Sion, allez Sion, allez!» Gut, haben nos chers amis du Valais keine Ahnung davon, dass sie heute Abend mit einigen YB-Toren im Kofferraum ins Wallis retour fahren müssen. Pas de chance cette fois pour vous, les gars. Item, zurück zum Verkehr: Ich bin ja nicht so dumm, um mich live in den Stau zu stellen und auf die Autobahn zu fahren, also peile ich auf dem Weg zum Cupfinal als ehemaliger Länggässler mit dem Roller das Stade de Suisse auf der Achse Tierspital-Bierhübeli-Schützenmatte-Nordring-Winkelriedstrasse an. Erste Fehleinschätzung: Die Länggassstrasse, die um 17:00 Uhr total verstopft ist. Auf – durchaus legalen – Schleichwegen geht's zum Bierhübeli und hinunter zur Schützenmatte, wo aber definitiv fertig lustig ist: Man wähnt sich plötzlich an einer Demo des Schwarzen Blocks während eines G9-Gipfels. Fakt ist: Die Fans des FC Sion haben sich im Bahnhof Bern versammelt und marschieren jetzt «en bloc» Richtung Lorrainebrücke, laut Parolen skandierend, die «Einpeitscher» mit den Megafons vorab.



Unzählige

Rauchpetarden sind gezündet, Fendant und Johannis fließen in Strömen. Die Polizei sperrt plötzlich jeglichen Verkehr, zeigt sich hypernervös, was angesichts des möglichen Aggressionspotenzials nachvollziehbar ist. Mein Roller und ich ziehen es jedenfalls vor, uns aus dem Staub zu machen. Wir fahren – der beschriebenen Umstände wegen – beinahe solo über die Lorrainebrücke, Nordring und Winkelriedstrasse. Die Yamaha Beluga wird vor der Migros Winkelried abgestellt, zu Fuss geht es ins Stadion.

Massenhaft ist Polizei zu sehen, mit den verschiedensten Kantonswappen auf den Ärmeln. Der Verkehrszusammenbruch wird später total sein, wie uns zu spät eintreffende Besucher erzählen. Über den Match selber möchte ich keine Worte verlieren, Sie höchstens mit der Tatsache amüsieren, dass vor dem Stadion die Herren Zloczower und Maurer an mir vorbeilaufen, ich es mir aber verklemme, einen (un)passenden Spruch zu reissen. Man hat ja schliesslich Comment.

Unglaubliches nach dem Spiel, wie wir den kürzesten Weg zur Migros Winkelried nehmen respektive nehmen wollen. Der Ausgang Sempachstrasse ist von der in Kampfmontur anwesenden Polizei hermetisch abgeriegelt. Visiere unten. Ich laufe auf die Freunde und Helfer zu (im Gedanken begrüsse ich sie bereits freundlichst mit «Aber Kolleginnen und Kollegen, ein solches Empfangskomitee wäre doch wirklich nicht nötig gewesen...»), als mir ein Beamter mit dem

leuchtenden Stab in der einen und dem zähnefletschend bellenden Schäferhund in der anderen Hand entgegen schreitet und unmissverständlich signalisiert, ich hätte subito umzukehren. Und zwar rassig. Grund: Um die YB- und Sion-Fans auf dem Rückmarsch in die Stadt zu trennen und voreinander zu schützen (...), sind spezielle Wanderwege vorgesehen, die dazu führen, dass ich zur Migros Winkelried einen eigentlichen Maibummel absolvieren muss.

Als ich kurz vor Mitternacht am Hauptbahnhof vorbeifahre, glaubt man sich wirklich bei Auseinandersetzungen zwischen Polizei und Schwarzem Block. Es sind aber «nur» YB- und Sion-Fans, die aufeinander eindreschen. Bilanz: Zehn Verletzte, 60 Festnahmen. Es lebe der Sport.



Technisch unbegabt. Angeblich.

“ Hier geht es um eine einzige Story, die in der Migros spielt, im Shoppyländ. Und um ganz genau zu sein: Bei Melectronics. Zur Vorgeschichte: Ich bin ein Altmodischer, ein Landei, meine Ferienfotos klebe ich noch immer klassisch in ein herkömmliches Fotoalbum, mit anderen Souvenirs wie Rechnungen, Prospekten undsoweiterundsofort. Das war auch nach den Sommerferien 2009 der Fall. Nun aber zur Sache. ”

Am Samstagnachmittag stehe ich vor jener Kiste, mit der man aus einer Scan-Disk (SD) richtige Fotos machen kann. Na ja, via CD-ROM, das versteht sich. Weil noch in den Ferien, da habe ich mir ein «Broncos Security»-T-Shirt angezogen, so dass hinter mir nicht gross gemotzt wird, als ich mich bei einer Wartenden entschuldige, weil ich ungefähr 180 Fotos von der SD auf die CD transferieren muss. Immerhin: Da ich nach dem Fotografieren jeweils alle Aufnahmen, die später nicht fürs Album taugen, umgehend lösche, geht diese Arbeit vergleichsweise zackig. Das Übertragen der Daten auf die CD-ROM benötigt nach Angaben der Maschine ungefähr 180 Sekunden. Derweil auf dem Display die noch verbleibende Zeit immer mehr schwindet, nimmt jene Zahl zu, die zeigt, wie viele % der Daten von der SD auf die Scheibe bereits rübergeschaufelt wurden (in unserem Fall bei 180 Aufnahmen verbleiben bei Hälfte noch 90 Sekunden, die CD-ROM wiederum ist zu 50% geladen – diese Feststellung als mathematische Hilfestellung für Sie).

Der Kasten ist voll im Element, die Arbeit harrt ihrer Vollendung. Noch 5 Sekunden, noch 4, noch 3, noch 3, noch 3, noch 3. Auch die andere Zahl (95%, 96%, 97%, 97%, 97%, 97%) lässt vermuten, dass da jemand im Apparat drinnen einfach davongelaufen ist, vermutlich gewerkschaftlich organisiert. Just als ich mich bei jener Frau entschuldigen will, die hinter mir steht, merke ich, dass sie verschwunden ist. Würde ich ja auch am liebsten. Geht aber nicht. Also warte ich einige Augenblicke. Noch 3 Sekunden bei 97%. Nichts tut sich. In bester Flipperkasten-Manier rüttle ich an der Kiste, aber nichts passiert, nicht mal TILT leuchtet auf.

Der Schutzengel kommt in der Person von Therese Rüegg daher: «Herr Bornhauser, hei mer es Problem?» Wir? «Ja, schauen Sie mal: Ich habe mich genau an die Instruktionen gehalten, aber die Kiste will ihre Aufgabe nicht zu Ende führen.» Frau Kollega Rüegg wirft einen Blick auf die 3 und die 97%. «Komisch... Warten Sie einen Augenblick, vielleicht geht das dann von selber weiter.» Ich tue wie befohlen und warte eine halbe Minute. Von sich aus kommt Therese Rüegg nach zwei Minuten wieder an den Tatort zurück: «Immer noch nichts? Komisch, das habe ich noch nie gesehen. Wir hatten die ganze Woche auch keinerlei Probleme mit der Maschine.» (Zwischenbemerkung des Schreibenden: Es gibt Feststellungen und Augenblicke im Leben, die lassen mein ganzes Selbstvertrauen kollabieren. Das wäre jetzt so eine gewesen.) Nach ungefähr zwei weiteren Minuten der Nichtreaktion wird die Übung abgebrochen. «Vermutlich war die Datenmenge zu gross. Versuchen Sie

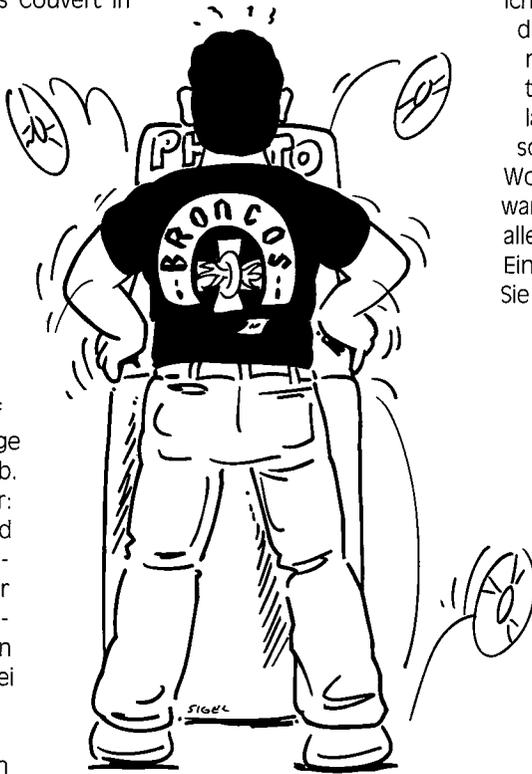
es doch mit zwei CDs», meint Frau Rüegg. Weil ein technisch gebranntes Kind, nehme ich sicherheitshalber sogar deren drei. Will heissen: 60 Fotos auf CD-ROM 1, 60 auf Version 2, die restlichen 60 auf die dritte Scheibe. Liebe Lesende, Sie können sich ja selber ausrechnen, wie lange das jetzt dauern wird. Zum Glück wartet niemand hinter mir, Broncos-T-Shirt hin oder her.

Vier Tage später stehe ich um die Mittagszeit wieder bei Frau Rüegg, auf dass sie mir drei Couverts rausrückt. Aber nur eines kommt aus der Schublade. «Hochverehrte Frau Rüegg», bemerke ich, noch ohne das Couvert in der Hand zu halten, «gefühlsmässig sind da nur 60 Abzüge drin, keine 180, aber mein Gefühl hat mich auch schon getäuscht.» Nicht so in diesem Fall: Sekunden später stellt sich die Vermutung als vollendete Tatsache heraus. Auf der Packungsbeilage steht auch, weshalb. Frau Rüegg liest vor: «Auf zwei CDs sind keine Daten vorhanden.» Soso. Wir beginnen demzufolge wieder von vorne, zumindest bei 120 Aufnahmen.

Weil der Kasten in jenem Moment besetzt ist, beschliesse ich, erst spätnachmittags wieder zu erscheinen. Vor mir steht zu

jenem Zeitpunkt nämlich eine junge Dame, die das tut, was Männer nur in den wenigsten Fällen beherrschen, wenn überhaupt, nämlich zwei Sachen auf einmal erledigen. Zum einen tippt sie an der Kiste ihre Bilder ein, zum anderen hat sie ihr Handy zwischen linker Schulter und Kinn eingeklemmt und redet und redet und redet. Türkisch. Wer das Buch «Macho Man» von Moritz Netenjakob gelesen hat (ein Brüller!), der weiss, dass Türken ihr Natel bis zur Erschöpfung des Akkus beanspruchen – ein Umstand, den auch unsere junge Türkin eindrücklich unter Beweis stellt.

Ich will Sie ja in diesem Büechli nicht mit weiteren Details langweilen. Nur so viel: Eine Woche später war ich im Besitz aller 180 Fotos. Eine davon sehen Sie auf Seite 83.



Wie meine Mutter zu elf Gladiolen kam.

“ Zu Hause hängen an der Pinwand meines Büros auch einige Einzigartigkeiten aus meinem Leben, als Erinnerung sozusagen. Darunter zu sehen: Ein inzwischen leicht vergilbtes, ursprünglich rosafarbenes Dokument. Absender: Die Amtsschaffnerei Bern. ”

Meine KV-Stifti habe ich 1966-1969 in einem Berner Sportgeschäft absolviert (nein, nicht bei Vaucher, wie unser Herr Sohn). Seinerzeit – als man von Ticketcorner und Computern noch keine Ahnung hatte – war mein Lehrbetrieb auch offizielle Vorverkaufsstelle von wichtigen Fussballspielen des SFV resp. des Wankdorf-Stadions, das Jahrzehnte später in Stade de Suisse umgetauft werden sollte. Und von so einem wichtigen Spiel handelt die heutige Geschichte.

Ich möchte mich nicht versündigen, bin mir jedoch fast sicher, dass es ein Entscheidungsspiel im Europacup der Cup-sieger war, 1968, zwischen Braunschweig und Juventus, das im Wankdorf ausgetragen werden sollte. Sicher ist: Es standen sich Deutsche und Italiener gegenüber, Schwobe und Maiser, wie es damals politisch unkorrekt hiess. Wie gesagt: Mein Lehrgeschäft war Vorverkaufsstelle, die Sitzplätze fürs Spiel indes waren längst ausverkauft. Dann die Überraschung: Am Samstagmorgen vor der Begegnung am Mittwoch hiess es seitens SFV, dass aus Deutschland noch 100 Tribümentickets zurückgekommen wären, ob ich – als Drittlehrjahrstift «oblag» mir



die ganze Administration des Vorverkaufs – daran interessiert sei. Und ob ich das war! Sprung aufs Töffli, fast mit einem Hunderter zum Fussballverband an die Laubeggstrasse. Knapp eine halbe Stunde später war ich wieder im Geschäft. «Schaut mal her, was ich hier haaabe», trompete ich in die Welt hinaus. Staunen allenthalben. Gerade, als ich die beiden Billettblöckli ins Vorverkaufsregister klemmen will, meint Werner – Sohn einer YB-Legende und Mitarbeiter im Sportgeschäft –, das könne man doch auch anders als «offiziell» machen. Hä? (1) Es dauert nur einige Minuten, bis Landei Thomas Nachhilfeunterricht bekommt.

Zwei deutsche Fans suchen nach Tickets. Werner nimmt sich der Sache/ihrer an,

weist darauf hin, dass es leider nur noch Stehplätze gibt, ungedeckte. Hä? (2) Die beiden Herren fluchen, wollen im Das-Wunder-von-Bern-1954-Stadion Sitzplatzkarten. Umsverworgen. Wernu bittet die beiden Herren zur Seite, wechselt von Zimmerlautstärke auf Flüster-ton: «Pssst, hören Sie, ich selber hätte zwei Tribünensitzplätze, kann aber unglücklicherweise nicht hingehen, ans Spiel. Ich wäre allenfalls bereit, Ihnen die Tickets zu überlassen, möchte allerdings...» – «Sagen Sie mir bitte den Preis, Ihr Anliegen ist auch mein Anliegen!», tönt es mit knapp 90 Dezibel durch den Laden. Hä? (3) Zwei Minuten später haben wir 100 Franken in der Kasse. Das heisst: In die Kasse kommen bloss die offiziellen zweimal 25 Franken, 50 Stutz wandern in einen soeben aus der Taufe gehobenen «Topf» für alle 18 Mitarbeitenden. Lehr-linge und Chauffeur inbegriffen, im Gegensatz zum ahnungslosen Geschäftsinhaber (an diesem Tag abwesend). «Gesch, Thomasli, eso macht me das. Und am Schluss teile mer alles.»

Der Vorverkauf floriert an diesem Samstag, weil die Fans aus dem Norden und aus dem Süden Mund-zu-Mund-Propaganda machen, so dass am Nachmittag in der Sportabteilung bereits offen nach Schwarzmarkttickets (!) verlangt wird. Wernu kommt mit dem Händele kaum nach, es bilden sich regelrechte Warteschlangen. Zum Schluss haben wir keine Sitzplatztickets mehr, wohl aber über 3'000 Franken in unserer Personalschutulle. Werner ist der Grösste, so finden wir Angestellten jedenfalls. Mehr als einen Monatslohn (damals 150 Franken) bekomme ich zum Wochenschluss als Bonus ausbezahlt, worauf ich meiner Mutter auf dem Weg nach Hause zur Feier des Tages elf rote Gladiolen poste. Sie wundert sich sehr.

Am Montagmorgen erscheint ein griesgrämiger Boss im Türrahmen: «Thomas, chumm zue mer!» Er will in seinem Kabäuschen wissen, ob ich am Samstag vom SFV noch Tribümentickets erhalten hätte. Ich bejahe, 100 Stück, diese seien aber weg wie die warmen Weggli. «Werner hat anscheinend von diesen Tickets schwarz verkauft.» – «Neiiii...ehr-lech? Dä Löli...» – «Doch, dummerweise auch einem Beamten der Gewerbepolizei.» Ich zeige mich fassungslos, obwohl ich kaum noch Boden unter den Füssen spüre. Eine Stunde später schneit es uns die Polizei ins Haus, alle Mitarbeitenden sind anwesend, 18 an der Zahl. Lehrlinge und Chauffeur inbegriffen. Der Chef traut seinen Ohren nicht, was er zu hören bekommt. Mit einer Art Sammelklage – dieser Ausdruck wird Jahrzehnte später Bedeutung erlangen – werden wir später alle im Schnellverfahren verurteilt, erhalten gleichzeitig aber auch einen Tipp des Richters: «Hätten Sie die Tickets vor und nicht im Laden verkauft, so wäre das völlig legal gewesen.» Ggesch, Wernu, eso macht me das. Ich brauche Ihnen vermutlich nicht gross zu erklären, was ich zu Hause von meinem Vater – Diplomat der alten Schule – zu hören bekomme. Immerhin hat er mich nicht enterbt.

Was ich erst jetzt merke, über 40 Jahre später, beim genaueren Betrachten: Das Urteil – 50 Franken Busse, 3 Tage Einschliessung wegen Betrugs und Hehlerei auf Bewährung – wird von der Amtsschaffnerei Bern am 10. September 1968 ausgesprochen, schriftlich mitgeteilt erhalte ich es aber erst am 11. Juni 1969, einige Wochen nach Ablauf der Bewährungsfrist.

Thierry F. als Geheimtipp in der Provence.

“Zwei Sachen grenzen bei dieser Kurzgeschichte ans Unmögliche, nämlich das Ambiente im Restaurant «La Table du Meunier» in Fontvieille auch nur einigermaßen zu beschreiben und dann die Vorstellung, dass dieses Lokal auch irgendwo in der Schweiz stehen könnte...”

Schliessen Sie die Augen und stellen Sie sich ein Gartenrestaurant in der Provence vor: Abseits der Hauptstrasse, ungefähr zwölftische mit einfachen Metallstühlen unter Kastanienbäumen, der Boden «griener», zwischen den Tischen stehen grosse Topfpflanzen, die dem Ort ein besonderes Cachet verleihen. Und dort möchten Sie jetzt essen. Weil noch nicht Hauptsaison, haben Sie auch nicht reserviert.

Am Eingang werden Sie von einem Herrn empfangen, der in einem seiner früheren Leben sicher Hofnarr an der Tafel von Louis XIV war. «Sie möchten hier essen, mein Herr, meine Dame?», wobei er meiner Frau mit grossen Augen entgegenrinst. «Ja, bitte, zwei Personen.» – «Haben Sie reserviert, mein Herr?» (ohne den Blick von meiner Gattin abzuwenden) – «Nein wir haben nicht reserviert...» Der Mann schaut, was er für uns tun kann, schlägt im Buch «Réservations» nach und begleitet uns dann mit einer Herzlichkeit, die nicht gespielt sein kann, an einen Zweiertisch, wobei wir erst noch unter mehreren auswählen können (merken Sie öppis?). Als Erstes schauen wir uns um, beobachten die Szenerie.

Und zu beobachten gibt es bei Thierry allerhand. Erstens einmal nimmt er die Bestellungen allesamt persönlich auf. Dabei steht er nicht mit einem Blöckli lehrerhaft neben den Gästen, sondern bringt einen eigenen länglichen Stuhl zu Tische und setzt sich darauf, mehr liegend als sitzend, damit er mit den Gästen auf Augenhöhe ist und ihnen das Gefühl vermittelt, dass er sehr, sehr viel Zeit für sie hat. Und die nimmt er sich auch, mit passigen Bemerkungen zwischendurch. Besonders sympathisch: Als Wein empfiehlt er uns keine teure Flasche, sondern ganz gewöhnlichen Hauswein, nichts also von Abriss an Touristen auf der Durchreise. Derweil schauen zwei Serviceangestellte, dass die Gäste auch das erhalten, was sie bestellt haben, zum Beispiel den Weisswein oder den Rosé, in einer Art durchsichtigen kleinen Plastiktragtasche – gefüllt mit Eisklötzchen –, die auf den Tisch gestellt wird. Nichts von 08/15-Kühlmantel oder Kühlkübel, wie bei uns. Das Ungewohnte nimmt seinen Fortgang: «Il est où, le chef?», fragt die dunkelhäutige Serverin immer dann, wenn der Chef nicht im Garten weilt. Schaut man ihr zu, so meint man zuerst, sie schlafe demnächst ein, derart «schläpfelet» sie durch den Garten. Erst nach einiger Zeit der Beobachtung merkt man, dass Taly nur scheinbar auf «schläfrig» macht, sie hat ihren Job voll im Griff, keine Hand bleibt zum Beispiel frei, wenn sie in die Küche zurückkehrt oder in den Garten kommt.

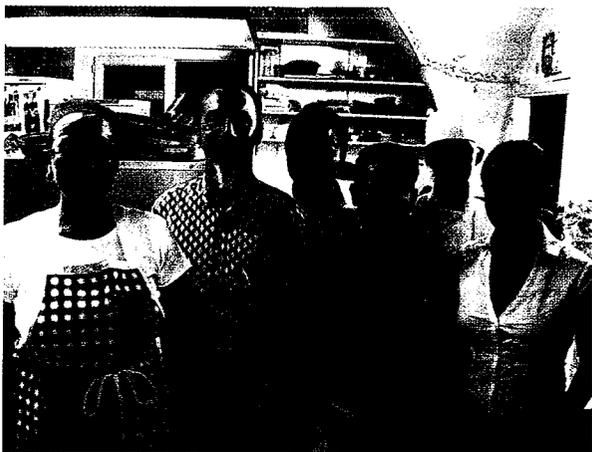
Thierry – so heisst der Boss – ist omnipräsent, vermittelt allen Anwesenden das Gefühl, sie schon jahrelang zu kennen, um sie entsprechend zu verwöhnen. Was für ein Unterschied zu vielen Schweizer

Restaurants, wo der Gast vielfach mit Arbeit gleichgesetzt wird. Wo Thierry ist, da wird an den Nebentischen gelacht, so dass das Essen zum Spektakel an sich wird. Wie ungezwungen er mit seinen Sprüchen umgeht, zeigt ein Intermezzo, als das Telefon coram publico läutet und er hemmungslos sein «Chérie» fragt, ob sie ihn denn schon sehnsüchtig erwarte? Schmunzeln und Lachen an allen Tischen. Der arme Thierry, muss noch arbeiten, dabei... Vive la France, vive la différence! Logisch, meine Frau möchte wissen, wie alt Thierry wohl sein mag. Bei seiner nächsten Visite frage ich ihn halt, weil sich Frauen ja nicht getrauen. «Madame, wie alt schätzen Sie mich denn?», will er von ihr wissen. «45?» Mit den Worten «Genau! Im Dezember!» setzt er sich zu ihr auf den Schoß und gibt ihr einen dicken Muntsch: «Letzte Woche hat eine Deutsche gefragt und mich auf 52 geschätzt, der habe ich aber Haue gegeben!» (en français: «une fessée»).

Das Verrückte bei diesem Restaurant: Die Unterhaltung soll nicht über die Qualität des Menüs hinwegtäuschen, das Essen ist fantastisch. Und das wiederum ist kein Wunder, wenn man weiss, dass Thierrys

Frau Marie in der Küche (also fragt man sich, wer denn vorhin wirklich am Telefon war...) eine ehemalige Schülerin des legendären Gaston Lenotre war, womit wir auch nicht über die fantastischen Desserts lange schreiben müssen. Aber eben, mit diesen süssen Speisen ist es bei Thierry so eine Sache. Meine Frau wollte nach Vor- und Hauptspeise keinen Käse, weil sie sich aufs Dessert freute. Nachdem ich selber den Käseteller leer habe, kommt Thierry zu mir und erkundigt sich nach meinem Dessertwunsch. Als «sie» sich melden will, heisst es kurz und knapp: «Non, Madame, pas de fromage, pas de dessert...» Ein Müntschi allerdings bringt die Sache wieder ins Lot. Und das alles kommt nicht als peinliche Anbiederung daher, sondern locker, natürlich, sympathisch.

Wenn Sie also einmal in der Nähe sind – Fontvieille liegt ideal zwischen Arles und Baux – ist das Restaurant «La Table du Meunier» (auf Google eingeben) ein Muss. Wir jedenfalls waren derart begeistert, dass wir am nächsten Tag gleich nochmals bei Thierry einkehrten. Dieser begrüsst uns mit einer Freude, als wären wir Erbonkel und Erbtante.



Marie und Thierry mit ihrer Equipe:
Taly, Regine, Amélie und Graziella.

Gesucht wird ein Kontakt bei der NASA.

“Manchmal kann ich gewisse Sachen nicht nachvollziehen. Zum Beispiel, dass man Behörden einfach «machen» lässt – und diese erst noch stur auf ihren Standpunkten beharren, mögen ihre Argumente noch so weltfremd sein. Es isch eifach eso, Punkt. ☹☹

Können Sie mir vielleicht helfen? Ich bin nämlich auf der Suche nach einer Adresse bei der NASA, denn ich habe jemanden anzumelden, um auf den Mond geschossen zu werden, der heute noch beim Kanton angestellt ist. Tatort Oberwohlen: Vor ungefähr zwei Jahren hat der Kanton dort künstliche Hügel auf die Strasse anbringen lassen – mit aufgemalten grossen langen Dreiecken, Backgammon-Zeichen ähnlich – angeblich, um das Tempo zu drosseln. Da man an jener Stelle eh nicht schnell fahren kann, weil vor/nach einer Kurve, waren diese Ausgaben für die Katze. Oder für die Füchse, ganz wie Sie wollen und je nachdem, was für ein Tier gerade über die Strasse läuft. Ganz abgesehen davon, die grossen Dreiecke wurden bei Nässe erst selber zur wirklichen Gefahr. Bireweich. Item: Vor ungefähr einem Jahr wurden die Högerli vernünftigerweise abgetragen, aber nur um... total neu aufgetragen zu werden, weil gegenüber den Plänen angeblich um zwei Zentimeter (!) zu niedrig. Jetzt aber zur Schwanzfeder des behördlichen Schwachsinn: Letzten Herbst wurden die auf den Hügel aufgemalten Dreiecke abgefräst und ganz neu aufgemalt, nur leicht versetzt. Liebe Beatrice Simon, als

Finanzdirektorin des Kantons, falls Sie sparen möchten, an Mensch und Material: Ich hätte Ihnen einen ganz heissen Tipp. Aber dort wird es zur Rechtfertigung des behördlichen Blödsinns seitens der Erbsenzähler bestimmt heissen, das Bauunternehmen hätte nicht zentimetergenau nach den vorgeschriebenen Plänen gearbeitet, leiste jetzt eben Garantiarbeiten und das gehöre halt von pflichtbewussten Beamten überwacht, weil auch jeder Leerlauf jenseits des gesunden Menschenverstands innerhalb der festgeschriebenen Normen ausgeführt werden muss.

Und wenn wir schon dabei sind, mit behördlichem Gaga. Die Aufwendungen für diese Högerli in Oberwohlen werden vermutlich noch getoppt, denn in der Berner Zeitung BZ vom 24. September 2009 stand zu lesen, dass in Oppligen für eine 25 Meter lange und 230 cm hohe – ganz gewöhnliche! – Lärmschutzwand 105 Planungsstunden verrechnet wurden. Das wären demnach über zwei Wochen Aufwand für eine 08/15-Konstruktion. Diese kantonale Feld-Wald-und-Wiesen-Wand kostet den Steuerzahler 52'700 Franken, davon 13'550 Franken für Architektur- und Ingenieurarbeiten, als ob die Wand die erste ihrer Art auf der Welt wäre. «Amtliche Steuergeldvernichtung» heisst das dann wohl. Scheint aber niemand gross zu interessieren, weil ja nicht das eigene Geld. In der BZ wettet Urs Iseli, Bauvorsteher der Gemeinde im Kiesental, denn auch treffend: «Hier wird der Steuerzahler betrogen.» Der Oberingenieurkreis II des Staates Bern sieht beim Vorgehen kein Problem, die Oppliger-Wand sei nach branchenüblichen (!)

Gepflogenheiten gebaut worden. Oppligen schulde dem Kanton die 52'700 Franken, bis auf den letzten Rappen, sonst werde allenfalls betrieben. Sy no Frage, liebi Stürzähler?

Wir fahren an einem Samstagmorgen mit Bekannten nach Vercorin, fürs Weekend. Als wir in Chalais die letzten 10 Kilometer in Angriff nehmen wollen, ist bei der Kirche eine Vollsperrung der Strecke angesagt, mit Barrieren und Security. Kein Durchkommen. Grund: «Le Rallye du vin», ein mehrtägiges Autorennen im Wallis, das jedes Jahr durchgeführt wird, dummerweise ohne grosse Vorankündigung, sonst hätten wir einen anderen Weg genommen. Also wieder retour in Richtung Sion, nach Grône, von wo aus man auch nach Vercorin fahren kann. Auf halbem Weg, auf halber Höhe: Vollsperrung. Rallye du vin. Ich steige aus, légèrement hässig, gehe zu drei Offiziellen, die am Streckenrand stehen. «Messieurs,

bonjour! Wann kann man hier wieder durchfahren? Wir möchten nach Vercorin.» Die drei Antworten schwanken zwischen zwei und drei Stunden. Super! Weshalb kann man dieses Rennen nicht bereits im Tal, auf der Autobahn ankündigen, damit man gleich von Anfang an den Umweg via Val d'Anniviers nehmen kann, was ungefähr einem Bern-Zürich via Basel gleichkommt? «On l'a annoncé dans le journal!», man habe das in der Zeitung angekündigt. «Messieurs, kennen Sie hier den ‚Bund‘, die ‚Aargauer Zeitung‘, die ‚Neue Fricktaler Zeitung‘ gar?» Die Herren verneinen. «Sehen Sie, ebenso wenig kennen wir in der Deutschschweiz Ihren ‚Nouvelliste‘. Langsam, aber sicher werde ich echt hässig. «Und weshalb ist es denn nicht möglich, wenigstens unten in Grône ein Plakat hinzustellen, mit dem Hinweis, dass die Strasse nach Vercorin zeitweise gesperrt ist? Weshalb lässt man alle Autos bis hierher fahren? Hä?» – «Ach, ihr Deutschschweizer, ihr nehmt alles immer viel zu ernst...» sagt einer, «Wir sind für die Streckensicherung zuständig, nicht für die Kommunikation» ein anderer. Sie merken es, liebe Lesende: Ils s'en foutent pas mal, denen ist das alles schnorzegal, weil ja wirklich nicht ihr Problem. Fazit: Runter nach Grône, weiter nach Sierre, die Serpentina hoch bis fast ans Talende des Val d'Anniviers nach Vissoie, anschliessend die ganze Strecke retour auf der anderen Seite bis Vercorin. Merci beaucoup.



Liebes Migros-Gstaad-Team!

“ Irene Eggenberg ist die Tochter eines Kollegen bei der Migros Aare. Von ihm weiss ich, dass seine Tochter meine Kurzgeschichten toll findet. Ein Aufsteller. Ich darf Frau Eggenberg dieses Kompliment zurückgeben. Aber lesen Sie ihre Reaktion doch gleich selber, die sie in die Tasten gehauen hat. Was sie wissen sollten: Irene Eggenberg ist Pflegeexpertin HÖFa II, tätig in der Spital STS AG als Ausbilderin Pflege. ”

Da ich keine Sommerferien habe, mutiert die 18. Ausgabe Ihrer Ferienlektüre zur «Irene-macht-schon-wieder-eine-kurze-Pause»-Lektüre, anstatt die Fallstudien und Projektberichte zu korrigieren; dies tue ich ja häufig auf dem Heimweg von der Arbeit, im Zug zwischen Thun und Gstaad. Zu meiner Verteidigung – weshalb ich nicht nahtlos an meiner Arbeit dranbleibe – muss gesagt werden, dass ich jede Arbeit individuell würdigen will, soll und auch muss. Also muss ich vor Inangriffnahme einer neuen Arbeit meinen Kopf kurz lüften, am besten mit einer Ihrer Kurzgeschichten. Aber was nun, da die Geschichten im Büechli ausgelesen sind, die Artikel im «P.M.» zu lang und im «Blick am Abend» nur die im Wechsel miteinander erscheinenden Kolumnen von Katja Walder («Abgefahren») und Sara Stutz («Frauenzimmer») lesenswert sind? Ein Buch meines Geschmacks mitzuschleppen würde den Umfang meiner gigantischen Crumpler-Tasche endgültig sprengen, zudem birgt ein gutes Buch die Gefahr, sich darin zu lange zu vertiefen, so dass ich den Faden



zu den Fallstudien oder Projektberichten endgültig verlieren würde...

Was jetzt? Selber eine Kurzgeschichte schreiben? Wohl kaum, es gäbe auch nichts zu berichten. Nachdem die Migros Gstaad nicht mehr mit dem Besuch des Kings of Pop auftrumpfen kann, und die richtigen VIPs und Promis zwar gerne erkannt, aber ungestört bleiben – und ein ungeschriebenes Dorfgesetz ihnen dies auch weitgehend garantiert – und die Möchtegern-VIPs, die während der Tenniswoche das Dorf in Beschlag genommen haben, wohl komisch, aber nicht wirklich interessant sind, fehlt der Stoff für eine gute Geschichte.

Da gäbe es höchstens von ein paar Anekdoten zu berichten. Zum Beispiel: Am Samstagmorgen – möglichst gleich bei Ladenöffnung um 08:00 Uhr – steht jeweils der Wocheneinkauf auf dem Programm. Manchmal mit, manchmal auch ohne Ehemann im Schlepptau. Dass der Grosseinkauf in der Migros Gstaad stattfindet, versteht sich von selbst. Einzig

die laktosefreien Joghurts werden bei Coop eingekauft, da die Migros-Konkurrenz zusätzlich zu den laktosefreien Joghurts in den Aromen Nature und Vanille (die auch die Migros im Angebot führt) noch Erdbeer, Pfirsich und Mokka anbietet. Damit ich nicht zu häufig zu Coop «muss» und deshalb von meinem Vater Schelte einfange, wird immer eine 2-Wochen-Ration Joghurts eingekauft, selbstverständlich immer im orangen Migros-Einkaufskorb (nicht geklaut, sondern geschenkt und von der Migros Deko in Schönbühl netterweise sogar mit meinem Namen beschriftet). Bei Coop trägt mir der Korb hingegen hin und wieder skeptische bis strafende Blicke ein. Natürlich wird der Korb auch für den Einkauf in der Migros verwendet. Dass mich die meisten Mitarbeitenden der Filiale Gstaad mit Namen kennen, ist daher nichts Aussergewöhnliches. Interessant wird es jeweils, wenn an der Kasse ein neues Gesicht auftaucht und ich beim Einräumen meines orangen Korbes, der im Einkaufswagen steht und daher die Beschriftung für die Kassiererin oder den Kassierer nicht sichtbar ist, zuweilen freundlich – aber bestimmt – aufgefordert werde, den Korb doch bitte zurückzustellen, da Eigentum der Migros. Grinsend zeige ich dann die Beschriftung auf meinem Korb und freue mich über die fragend-erstaunten Gesichter. Zu fragen gewagt hat sich noch keine der Neuen.

Die Migros-Filiale in Gstaad gehört zu den beliebten Treffpunkten am frühen Samstagmorgen. Das Phänomen verstopfter Regalreihen durch schwatzende Grüppchen ist ja weitverbreitet bekannt: Da trifft man sich zwischen Gemüse, vor der Fleischtheke, neben den Aktionsinseln und den Promotionen mit der Nachbarin, der befreundeten Familie, der Chefin oder flüchtig Bekannten und tauscht

Neuigkeiten aus. Leider geben die Gesundheitskosten sowie – im Moment! – die Schweinegrippe («Irene, ist die wirklich so gefährlich?») zu reden und ergo bildet sich ein grösserer Stau. Ich warte auf den Tag, an dem über DRS 3 der Verkehrsstau in der Migros-Filiale Gstaad im Zwischengang bei den Dosenfrüchten und den Teigwaren oder am Milch-Mehl-Eck gemeldet wird. Gleichzeitig könnte vor Geisterfahrern gewarnt werden, vor den Irren, die ohne ersichtliche Strategie einkaufen.

Aber nicht nur das Gesundheitswesen ist Thema, manchmal kommt auch «unsere» Migros-Filiale in Gstaad dran. Liebe Heidi, lieber Housi, lieber Hoolygan, warum macht es euch so viel Spass, mir immer meinen Einkaufszettel durcheinander zu bringen, indem ihr regelmässig die Regalinhalte neu anordnet? Ich kann in der Not nicht einmal mehr Pädu via Handy zum richtigen Regal lotsen, wenn er das, was ich einzukaufen vergessen habe, noch besorgen soll und er es nicht findet (in solchen Fällen spielt der schlechte bis fehlende Empfang im Laden nur noch eine zweitrangige Rolle). Beim Ladenpersonal respektive bei einer unbekanntenen Person nachzufragen, ist ja nicht die Stärke der Männer, wie Frau vom Autofahren her weiss.

Liebes Migros-Gstaad-Team: Vielen Dank dafür, dass ihr den Laden in Schuss haltet, ich nie verhungern werde, in eurem Laden eine gute Stimmung herrscht und alle freundlich und hilfsbereit sind! Eure Kundin mit dem orangen Migros-Korb.

Wenn der Amtsschimmel wiehert und schimmelt...

“ Hier eine weitere Geschichte unter dem Motto «Wir alle erleben immer wieder Aussergewöhnliches», dieses Mal von Roger Reinhard aus Neuenegg. ☺☺

Aktuell wird überall gejammert. Bei den Kantonen, beim Bund, in der Landwirtschaft, in den Schrebergärten: Es hat nämlich zu wenig Bienen/Imker und die Bienen/Imker sterben weg und aus, die Bienen schneller, die Imker etwas langsamer. Hinzu kommen Killer-Hornissen, Varroa-Milben, Faulbrut und anderer importierter Quatsch, der den Bienen den Garaus macht. Eine wirkliche Misere! Weil mich die «Beieli» schon von Kindsbeinen an fasziniert haben und mir ein Kollege, der ebenfalls Roger heisst, ein Bienenvolk versprochen hat, habe ich die Gelegenheit beim Schopf gepackt und natürlich sofort zugesagt. Wer weiss, wann so eine Gelegenheit wieder kommt?

Weil ich die Bienen ja nicht auf dem Balkon oder im Kühlschrank halten kann, habe ich mich auf die Suche gemacht, um für die emsigen Bestäuber und Honigsammler einen bäumigen Standplatz zu finden. Dieser sollte idealerweise nicht drei Stunden von meinem Wohnort entfernt sein, und es wäre ebenfalls günstig, wenn es vielleicht in der näheren Umgebung ausser Beton und Teer auch noch etwas Grünes hätte. Wie ich feststellen musste, ist so ein Unterfangen gar nicht so einfach. Eher das Gegenteil ist der Fall: Gibt es ein leeres Bienenhaus, so ist es meist schnell wieder vergeben, baufällig, sollte

abgebaut werden oder wird zur Sauna umfunktioniert. So habe ich mir an die 15 solcher Häuser angesehen und bin effektiv nicht fündig geworden. Schon fast resigniert habe ich aber einen Tipp erhalten.

Meine Wohnort-Gemeinde vermietet Schrebergärten und wenn der Standort geschickt ausgewählt wird, dann stören die Bienen nicht und tun, auch den Schrebergarten-Pflanzen, nur Gutes.

Ich also nix wie los, habe mir so einen Schrebergarten «angelacht». Weil ich stets mit offenen Karten zu spielen pflege, habe ich immer darauf hingewiesen, dass ich darauf meine Bienen stationieren würde. Zuerst habe ich an den Bau eines Bienenhauses gedacht, allerdings hat man mir seitens meiner Wohn-gemeinde mitgeteilt, dass ich für einen derartigen Bau eine Baugenehmigung benötigen würde. Die Reglemente sagen das Gleiche und so bin ich schliesslich bei einfachen, transportablen, kleinen und praktischen Bienenkisten (50 cm breit, 50 cm tief und 58 cm hoch) gelandet. Weil ich als Mitglied der Umweltkommission regelmässig Kontakt mit Behördenvertretern habe und die Leute natürlich bereits auf mein Unterfangen angesprochen hatte, teilte ich diesen mit, dass ich nun die baubewilligungsfreie Variante «Bienenkasten» gewählt hätte. Die Antwort war unbegreiflich, jedoch klar und deutlich: Eine Bienenkiste benötigt eine Baubewilligung!

Nun habe ich mir gedacht, dass das sicherlich eine Interpretationsfrage wäre, und stellte nach einigen Nachfragen



auch fest, dass dem wirklich so ist. So bin ich nach diversen Telefonaten und E-Mails (deren Inhalt erspare ich Ihnen) irgendwann resigniert und mit einer Stinkwut im Bauch zur Gemeindeverwaltung gepilgert und habe mein Baugesuch abgegeben (es ist zum Dervoschnagel). Dies für eine Kiste, die 13 kg wiegt und wie oben erwähnt einen 0.145 m³ umbauten Raum aufweist. Kosten tut die Kiste gerade mal 80 Franken.

Das Gesuch wird mich um die 150 Stutz kosten, es handle sich hierbei um den Mindestansatz. Bei einem Kilopreis von ungefähr 20 Franken für den Honig wird dieses Hobby (der gebuchte Imkerkurs und das restliche Zubehör kosten doch eine rechte Stange Geld; ämu ir Schwyz) den «break even», also die Gewinnzone, wohl in den nächsten 30 Jahren nicht erreichen.

Somit kann ich sagen, dass ich wohl an meinem Todestag ein absolut unrentables Unternehmen namens „Imkerei“

meinen beiden Töchtern vererben werde. Als wohl erzogener Eidgenoss murre ich natürlich nicht, sondern schreibe dies für die Mitwelt einfach mal auf. Bitte machen Sie es besser als ich: Mir tut vom „an die Sterne tippen“ der Zeigefinger bereits weh. Lassen Sie's also bleiben! Mein Fazit aus der Geschichte ist kurz: Wenn ich Banker oder Manager wäre, dann hätte ich wohl den Dreh raus, um mir vom Staat und von den Steuerzahlern noch ein paar Millionchen ausbezahlen zu lassen, denn ich tue mit den Bienen wirklich nur Gutes, genau wie die Banker und Manager dies unserer Volkswirtschaft auch tun! Röschi Reinhard aus Neuenegg aber hat schon fast einen Schaden an den Rückenwirbeln vom ewigen Griff in die Portemonnaie-Tasche. Henusode, vielleicht kriege ich irgendeinmal ein Denkmal für meine Verdienste an der Umwelt.



Wenn die Einkaufsabteilung versagt.

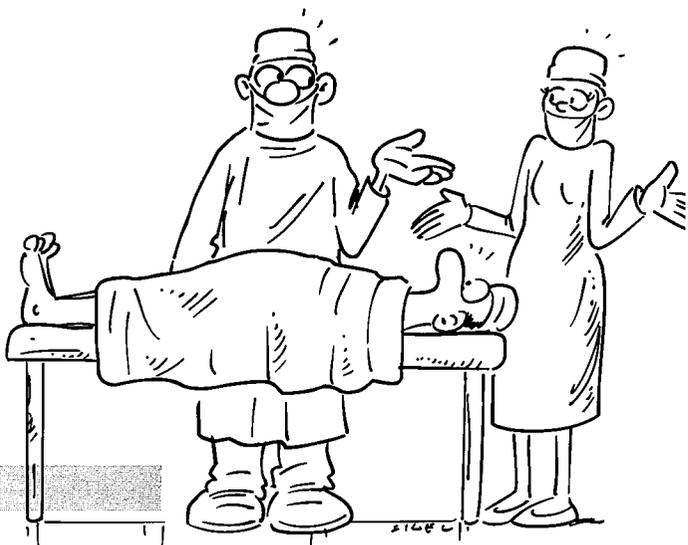
“ Hier einmal mehr! der Beweis, dass wir alle – SIE ausdrücklich eingeschlossen, liebe Lesende! – im Alltag Ungewöhnliches erleben. Auf der Strasse, am Arbeitsplatz, zu Hause. Hier ein Intermezzo von Marco Scheurer aus Bargaen. ”

«Osteochondrosis dissecans» im rechten Knie – kurz OD genannt, auch als Absterben von Knochengewebe unterhalb des Gelenkknorpels bekannt – lautet die Diagnose des MRI im März 2008. Super! Und das ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, da ich wieder in die grosse Welt des Fussballs einsteigen konnte, denn zuvor musste ich meine Position als rechter Aussenback wegen eines Rückenleidens aufgeben. Seit einem Jahr aber kann ich wieder spielen. Und jetzt sollte alles schon wieder vorbei sein? Ist Sport denn wirklich Mord?

Mein Hausmediziner meint mit besorgtem Blick auf die MRI-Bilder, dass eine Operation wohl «unumgänglich» sei. Er sagt das mit der ihm eigenen Art: seine eine Hand auf die Bilder zeigend, die andere schulterklopfend auf meiner Achsel: «Kopf hoch, das wird schon wieder...» Seine ärztlichen Ausführungen sind allerdings weniger ein Aufsteller, obwohl er

tunlichst vermeidet, mir zu sagen, dass mein rechtes Knie wohl kaum für das Endspiel bei der Fussball-WM 2010 in Südafrika halten würde.

Die Medizin hat in den letzten Jahren bekanntlich grosse Fortschritte gemacht, nicht bloss fachliche, sondern auch auf dem Gebiet der Psychologie. So wird ein Patient gründlichst informiert, was alles für Gefahren, Risiken und Folgen eine Operation nach sich ziehen kann. Doch damit nicht genug, man muss auch eine Art Vertrag unterschreiben, dass man damit einverstanden ist. Vor dem eigentlichen Eingriff werde ich ins Spital aufgenommen (den Namen lasse ich jetzt lieber aus dem Spiel, Sie werden schon noch lesen, weshalb...), wo man mich über die Operationstechnik informiert: «Wir werden Ihr rechtes Knie mittels Arthroskopie öffnen, das ist mit einem langen Bleistift mit Kamerakopf zu vergleichen.



Dann werden wir den gesamten Knorpel entfernen, samt defektem Material, den Knochen abschleifen, einen funktionsfähigen Knorpel mit einem Bio-Dübel anbringen und wieder zunähen.»

Meine Absenz – sechs Wochen laut Doc – am Arbeitsplatz war geregelt. Mit Überstunden hatte ich so viel als möglich vorgearbeitet. Jetzt lag es also nur noch an den Weissgekleideten, ihre Arbeit zu verrichten. Spitaleintritt am 11. Juni 2008. Lächelnde Mitarbeitende empfangen mich. Einschreiben gleich rechts um die Ecke, Blutprobe entnehmen, Zimmer beziehen, Thrombose-Spritze in den linken Oberschenkel, Kleider in den Schrank, auf weitere Anweisungen warten. Die kommen sogleich, auf dem Weg ins Untersuchungszimmer. Nach einer nochmaligen Orientierung über meinen geschätzten 12'000-Franken-Aufenthalt – danke, SUVA! – komme ich gegen 18:00 Uhr aufs Zimmer, zu einer Zeit, da bekanntlich am TV die Vorabend-Serien starten. Perfektes Timing. Gross auf das Znacht einzugehen, erübrigt sich, da ich für den nächsten Morgen «nüchtern» sein muss.

Am Morgen muss ich mich zuerst von den Albträumen erholen: Bein amputiert, gleichzeitig war aber mein Arbeitsplatz bereits rollstuhlgängig gemacht worden, ohne dass mein Arbeitgeber über mein Schicksal orientiert worden wäre. 07:15 Uhr: Eine junge Frau in Ops-Verkleidung gibt mir ein Mittel gegen die Aufregung, dabei sieht sie in ihrer offiziellen Bekleidung gar nicht mal so aufregend aus (aber «der» möchte ich am Nachmittag durchaus begegnen, wenn sie in ihrer Freizeit Jeans trägt ☺). Was mich am meisten an ihr imponiert: Was kann die Frau schon am Morgen früh lächeln! Grossartig. Ich brauche mich mit dem Schlucken der Pillen nicht zu beeilen,

mein Termin sei erst um 09:00 Uhr, ich könne mich vorher ruhig für den Eingriff umziehen. Kaum habe ich die grüne Mütze aufgesetzt, geht die Türe wieder auf, dieses Mal ist es ein Assistenzarzt, der einen Stapel Papier in den Händen hält, zuoberst ist mein Name samt AHV-Nummer zu sehen. Es ist also meine KG, meine Krankengeschichte. Er bleibt vor mir stehen und wirkt irgendwie verzweifelt. «Ehmmm, Sie werden um 09:00 Uhr operiert, am rechten Knie, nicht wahr?», formuliert er sein Anliegen. Ich bejahe. «Dir chöit wieder hei.» Hä? «Was? Wieder hei?» – «Ja, dir chöit wieder hei.»

Meine ganze Aufregung ist schlagartig verflogen, die beiden Beta Blockers auf dem Nachttischli bleiben unberührt. DAS soll mir einmal jemand nachmachen. Nach einer eingehenden Diskussion mit dem Arzt ziehe ich meine Badekappe wieder aus, ziehe mich um und räume den Schrank. Ich lasse den Arzt gleich selber den Grund erzählen: «Die vom Ychouf hei s'Material für öie Chnorpel wieder a Chnoche z'schrube, vergässe z'bschtelle...» Unglaublich, aber wahr, ehrlich!

Eine Woche später wiederholt sich das Prozedere meines Spitaleintritts. Dieses Mal erkundige ich mich vorher, ob denn alles vorhanden sei. Einen Seitenhieb kann ich mir dabei nicht verkneifen: «Sagen Sie, dieses Material für den Knorpel, muss man das aus dem Kongo bestellen?» Mir scheint, als ob man darüber gar nicht schmunzeln mag. Immerhin: Als Entschädigung für den misslungenen Einstand vor einer Woche kann ich ein tolles Privatzimmer beziehen.

Gandhi in – Kuglers out

“**Freddy Kugler ist ein Kommunikationskollege aus der Migros Ostschweiz. Auch er erlebt so seine Sachen. Am besten, wir lassen ihn gleich selber erzählen...**”

Gandhi ist ein etwas klein geratener schwarzweisser Kater. Vor acht Jahren haben wir ihn nach einer unvergesslichen Indien-Reise vom Leben in einem Tierheim im Thurgau erlöst und in unserem Haus aufgenommen. Wenn das verschmuste Tier etwas hasst, dann sind das geschlossene Türen. So ist es denn auch nicht verwunderlich, dass vor Gandhi keine Türklinke sicher ist. Unser lieber Hausgenosse braucht keine Katzenschleuse: Auch mit seinen 13 Jahren auf dem Katzenbuckel öffnet er die massiv gebaute Haustüre mit spielerischer Leichtigkeit, indem er sich mit seiner ganzen Kraft an die Türfalle hängt. Türfalle runter – der Weg ins Haus oder ins Freie ist frei. Vollä, so einfach ist das!

Probleme hatte uns Gandhi mit seinem Talent nie bereitet, bis zu jenem lauen Samstagabend im September 2009. Meine Frau, die beste von allen, und ich sassen nach einem gemütlichen Grillabend bei Kerzenlicht und einem Gläschen Wein draussen auf dem Balkon. Das Kerzenlicht lockte Unmengen von Stechmücken an. Weil wir keine Lust hatten, diese in unser Haus einreisen zu lassen, zogen wir die Balkontüre hinter uns zu. Das wiederum passte dem lieben Gandhi aber überhaupt nicht. Er wollte uns auf dem Balkon Gesellschaft leisten. Es dau-

erte nicht lange, bis wir ein uns nicht ganz unbekanntes Geräusch hörten. Nur: Was bei einer normalen Türe funktioniert, klappt bei einer Balkontüre halt nicht. Der Hebel war definitiv unten und die Türe damit von innen verriegelt. Kuglers waren vom eigenen Kater ausgesperrt worden!

Guter Rat war nun teuer. Es war schon fast 22 Uhr, und es wurde recht kühl. Das Weinglas war mittlerweile auch leer. Handy und Schlüssel waren jenseits der Balkontüre aus einbruchsischerem Glas ausser Reichweite, und dummerweise war auch kein Nachbar im Besitz eines Hausschlüssels. Ein Sprung vom Balkon war nicht ratsam, zumal auch die Haustüre sicher verschlossen war. Vorerst nahmen wir das Malheur noch recht locker, doch dann packte uns doch langsam die Angst. Nachdem wir in unseren Gedanken alle Szenarien durchgespielt hatten, blieb uns nur noch die akustische Variante. Wir begannen vorerst eher zaghaft und schliesslich immer lauter in die Dunkelheit um Hilfe zu schreien. Und siehe da: Unser Rufen wurde von Nachbar Franz erhört! Der Gottesmann aus Bayern hatte vor einem TV-Spielfilm in der Küche noch ein Bier holen wollen. Er war unsere Rettung!

Nun war trotz der vorgerückten Stunde Hilfe in Sicht. Franz alarmierte jene Firma, die vor über 20 Jahren unsere Schlösser montiert hatte. Der Pikett-Mann vom Schlüsseldienst tauchte schon eine Viertelstunde später mit einer Taschenlampe auf und verschaffte sich einen Überblick. Sein Befund: Schloss und Türe unseres Hauses leisten jedem Einbrecher und

jedem Schlüsseldienst erbitterten Widerstand. Nur brachiale Gewalt, die mit hohen Kosten verbunden gewesen wäre, hätte uns aus der misslichen Lage retten können. Gandhi musterte uns derweil mit Sündermiene, aber auch sehr vorwurfsvoll durch die Scheibe der Balkontüre.

Der zündende Gedanke kam von meiner lieben Ehefrau, der besten von allen. «Schätzli, hast du die Türe oben auf dem Balkon vor unserem Schlafzimmer offen gelassen?», fragte mich die Verzweifelte. Ja, ich hatte die Türe nicht angetastet.

Das war unsere Rettung. Eine lange Leiter war schnell gefunden, und der wackere Mann vom Schlüsseldienst entschwand in der oberen Etage über die Balkonbrüstung. Wenig später waren wir befreit – ohne Schaden an Türe und Schloss.

Die Kuglers waren im Umgang mit Haustieren um eine Erfahrung reicher. Fazit: Wer Kater Gandhi die freie Bahn verwehren will, hat letztlich das Nachsehen!



Von Apparatschicks und Technokraten.

“ Uns Bernern sagt man einen gewissen Hang zur Bürokratie nach. Eigentlich dürfen wir darüber nicht verärgert sein, wenn man weiss, dass viele Verwaltungen in der Bundeshauptstadt zu Hause sind. Kürzlich habe ich von einem Kollegen, der in einer Einfamilienhaussiedlung in der Nähe Zürichs wohnt, eine Meinungsumfrage seines Vorstands zu meinem persönlichen Amüsement erhalten. Ich darf Ihnen das unmöglich vorenthalten. ☹☹

Die Ausgangslage ist eigentlich immer die Gleiche: Wissen gewisse Gremien nicht mehr weiter und wollen sie für anstehende Entscheide nicht selber die Verantwortung übernehmen, so wird erst einmal eine Meinungsumfrage unter den Mitgliedern gestartet und nach Auswertung der Antworten eine Arbeitsgruppe ins Leben gerufen, die ihrerseits Vorschläge ausarbeitet und irgendwann irgendwelchen Entscheidungsträgern zur Vorprüfung vorlegt. Sie erkennen Parallelen zur Politik? Da staune ich aber.

In der besagten Umfrage aus der Agglomeration Zürichs zu Handen aller ungefähr 60 Hauseigentümer geht es um Grundsätzliches. Mehrseitig, versteht sich, damit es so richtig nach Büetz aussieht. Vermerk gleich nach der Anrede: «Für konstruktive Rückmeldungen sind wir Ihnen sehr dankbar.» Für meinen Kollegen – und auch für mich – stellte sich alsdann die Frage, was denn unter konstruktiv zu verstehen ist? Schauen wir uns doch gemeinsam die erste Frage an. Dort geht es um das all-

gemeine Durchgangsrecht auf privaten Parzellen: «Dieser Bereich wird durch die jeweiligen Grundstückseigentümer und die Anstösser regelmässig gepflegt (Wischen, Jäten, Schnee räumen).» Es gab drei Möglichkeiten einer Antwort: «Das ist in Ordnung und ich trage meinen Teil dazu bei.» Zweite Möglichkeit: «Damit bin ich nicht einverstanden.» Und, drittens: «Mein Vorschlag». Nun, abgesehen davon, dass schon diese erste Frage überflüssig ist, da der Unterhalt des Wegrechts gemäss meinem Kollegen in der Siedlungsordnung zwingend geregelt wird: Was könnte man unter «3» antworten? Darf man vorschlagen, dass der jeweilige Präsident des Vorstands automatisch auch für den Unterhalt der allgemeinen Wege zuständig ist? Wäre das konstruktiv? Oder der Gesamtvorstand? Der Gemeindepräsident? Bundesrat Merz (der sich dann jeweils entschuldigen könnte, falls mal was nicht klappt)?

Bei einer nächsten Frage gibt es sechs (!) vorgegebene Möglichkeiten einer Antwort. Wer sich dennoch nicht entscheiden mag/kann, dem steht Variante 7 zur Disposition: «Andere Möglichkeiten». Weshalb einfach, wenn es scheinbar auch kompliziert geht? Göttlich ist Frage 3, wo es um die Tätigkeit im Vorstand geht. Zum besseren Verständnis: Offenbar wurde die besagte Zürcher Siedlung in fünf verschiedenen Etappen gebaut. Daraus folgert: «Die grundsätzliche Zusammenstellung des Vorstands sollte so sein, dass jede der fünf Bauetappen im Vorstand vertreten ist, wobei die fünfte Etappe, weil doppelt so gross wie die vier anderen, zwei Mitglieder in den Vorstand delegieren soll.» So wie ich das verstanden habe, kommt das alles auf eine eigentümergepflichtete Mengenlehre heraus. Auch



hier sind selbstredend einige Antworten möglich, namentlich «Finde ich gut», «ich bin dagegen», «Mein Lösungsvorschlag» und «Weitere Möglichkeiten».

«Die Hausbesitzer suchen in ihrer Etappe einen Kandidaten. Dieser kann für seinen Einsatz eine andere Person aus der Siedlung engagieren. Zu welchen Konditionen ist nicht Sache des Vorstands. Diese Vorstandsdienstjahre werden dann dem anstehenden Kandidaten und nicht dem Ersatz gutgeschrieben.» Sie können noch folgen? Ich schon. Ist doch ganz einfach: Diese Regelung ist der Milchkontingentierung abgekupfert, die sich bekanntlich langfristig als untauglich erwiesen hat. Hätte ich an dieser Umfrage teilnehmen müssen, meine Antwort wäre klar, weil gewisse Themen eine ganzheitliche Betrachtung erfordern: «Lieber Vorstand, so einfach ist das doch nicht! Man kann doch nicht ein Dienstjahr tel quel mit dem anderen vergleichen. Es gibt Jahre mit mehr Sitzungen unterschiedlicher Dauer, das gilt es doch zu analysieren. Mit anderen Worten: Wenn schon Vorstandsdienstjahre angerechnet werden können, so

doch bitte mit einem noch auszurechnenden Aufwandskoeffizienten, der dann auf die einzelnen Mitglieder der verschiedenen Bauetappen heruntergebrochen wird, nach Zustimmung an der nächsten Besizersversammlung.» Selbstverständlich würde ich dem Vorstand ein ganz einfaches Rechenbeispiel aufzeigen, aus Platzgründen verzichte ich hier jedoch darauf.

Die Schwanzfeder der Umfrage gipfelt zweifellos in der Frage nach der Entschädigung des Vorstands, indem man als eine von mehreren (!) Möglichkeiten eine Jahrespauschale zur Diskussion stellt. Nach meinem Dafürhalten wäre auch diese Entschädigung ohnehin nach einem noch zu berechnenden

Koeffizienten an die einzelnen Mitglieder auszubezahlen, je nach Anzahl der eingebrachten und auch tatsächlich erledigten Traktandenpunkte (wobei «eingebracht» und «erledigt» nicht identisch sein müssen, allenfalls aber auch je nach Stand der Dinge angerechnet werden könnten). Folgende Möglichkeiten stehen dabei im Multiple-Choice-Verfahren zur Auswahl: 1'000 Franken, 1'500 Franken oder 2'000 Franken. Selbstverständlich gibt es auch hier einen Luftschlauch für all jene Eigentümer, die ob eines lebensrettenden Entscheides nicht mehr atmen können: «Ich schlage vor: Fr.»

Liebe Zürcher, bei allem Respekt und aller Achtung vor Ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit: Ginge es nicht auch ein bisschen unkomplizierter?



Vom nassen Handy und kostenlosen Tournedos.

“ Viel Vergnügen mit diesen paar Geschichten. ”

Im Herbst 2009 in der Türkei. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass ich gleich zu Beginn der Ferien noch zum Coiffeur sollte, weil sonst mein brauner Haarbalg – um den mich selbst weit Jüngere beneiden – zu dicht wird und es später in Bern nach getaner Arbeit von Peter Berset an der Monbijoustrasse zu unschönen weiss-braunen Streifen kommen könnte. Ich also am Tag 2 der Ferien zum Hotelfrisör, Peter Berset wird das eh nicht merken, wenn ich mit leichter Zeitverzögerung bei ihm auftauche. Das Haarschneiden geht wie in unseren Breitengraden. «Sollte ich Haare am Ohr auch wegmachen?», will Maestro wissen. «Gerne, ja.» Geht ja im Gleichen. Was dann folgt, ist die Überraschung der Ferien. Wie ein kleiner Tänzer hantiert der Mann plötzlich mit einem entzündeten Stäbchen, hält die eine Hand hinter mein Ohr, damit er ungehindert die Haare auf dem Ohr abflammen kann. Mir wird anders, nämlich heiss. Und stinken tut es, als ob man ein gerupftes Huhn noch kurz abflammt. Andere Länder, andere Sitten. Tüpfchen aufs i dann am Nachmittag, als ich dem Strand entlangjogge. Wen treffe ich da, wen? Nur einmal dürfen Sie jetzt raten. Genau. Und das mit der neckischen Frage «Bisch hie bim Coiffeur gsi?». Das Leben schreibt halt schon die schönsten Geschichten, nicht wahr, Peter Berset?



Kommt mir eine nette Story in den Sinn, die wirklich passiert ist, bei Schlussproben zu «Von Menschen und Mäusen» auf dem Berner Gurten. Für die Spielenden hat

Regisseurin Livia Anne Richard (sie führt diesen Sommer «Einstein» auf dem Berner Hausberg auf, www.theatergurten.ch) ein Umkleidezelt aufstellen und mit BACKSTAGE anschreiben lassen. Meinte eine «neue» Schauspielerin, was sie denn morgen mitbringen sollte, weil doch Backs-Tage.

Amsterdam. Meine beiden Begleiterinnen wollen spätnachmittags noch shoppen, ich trenne mich von ihnen, auf der Suche nach Fotomotiven. Einem männlichen Instinkt folgend, finde ich mich nach einer Viertelstunde im Rotlichtdistrikt wieder. Von einer Brücke aus schaue ich dem Treiben zu. Neben mir zielt einer

mit seinem Handy in Richtung beleuchteter Schaukästen, wo leichte und leicht bekleidete Frauen ihre Dienste anbieten. Eine dieser Frauen bemerkt den Fotografierenden, öffnet schnell ihre Glastüre und schreit «No foto!», dann widmet sie sich wieder ihren Prioritäten. Der Herr neben mir will das Verbot offenbar nicht gehört haben, glaubt wohl auch, dass die Dame in der Dunkelheit und in der Kälte kaum auf die Brücke rennen wird. Mit dieser Einschätzung hat er recht, hält das Handy wieder hoch, um abzurücken. Plötzlich spürt er die Pranke von einer Hand auf der linken Schulter, ein Muskelheld dreht ihn um, packt sein Handgelenk, schnappt sich das Handy und wirft es in hohem Bogen ins Wasser des Grachtens. Noch bevor unser Touri etwas ausrufen kann, ist der Handywerfer weg. Verschwunden. Ich denke kaum, dass unser Fotograf danach zur Polizei ist, um ein nasses Handy zu melden...

Neulich erhalten, auf der E-Mail: «Hallo, Wir sind eine internationale Firma, die elektronische Lieferung aufrichtig günstigsten Preis, gute Ware und sichersten Zahlungen. Bitte stellen Sie Ihren Geist in Ruhe unter den Shopping, um Aktien mit erheblichen Waren- und Sicherheitspolitik der Bestellung, durchsuchen Sie bitte der Website:xxxxxx.com unseres Unternehmens wird für sie nicht in Ihren direkt egal wie viele Produkte verantwortlich sind und wie gro?. vielleicht ist es cant endet die verhalten und schrecklichen wirtschaftlichen Krise, die mit uns zusammenarbeiten, aber würden Sie sparen teilweise Kosten. dont z'gern, let'go Einkaufen mit Glück! Touch-Methode!» Noch Fragen?

Der Kult rund um den angeschossenen Finn im Bärepark nahm zuweilen groteske Formen an. Ein Beispiel gefällig? Da fragte

eine Zeitgenossin mehrmals (!) und an mehreren Stellen bei der Migros Markt-gasse nach, ob sie denn gratis Lachs bekommen könne, (angeblich) für Finn. Ihr Unverständnis war total, als sie einen für sie negativen Bescheid erhielt, auch deshalb, weil der Bär auch ohne Lachs aus der Migros – Motto «Brot für Brüder, Lachs für Finn» – bestens betreut würde. Was lernen wir daraus? Falls Sie Lust auf ein Tournedos haben, beim Metzger fragen, ob es gratis wäre, falls für Finn.

Hier eine der echt tollen Geschichten, wie sie nur und ausschliesslich das Leben schreiben kann. In einer bestimmten Sache habe ich das Heu nicht auf der gleichen Bühne wie Kollega Hofer, Agrar-Marketingsspezialist bei der Migros Aare. Das sage ich ihm am Telefon auch, in bekannter Bo-Manier gredi use. Als wir unser Gespräch nach allen Regeln des Anstands beendet haben, beklage ich mich bei den Kolleginnen im Büro relativ emotional (...) über das Vorgefallene, wohl in der Hoffnung, sie mögen meiner Ansicht zustimmen und fluche – jaja! – über Herrn Hofer. Eine halbe Stunde später begegne ich ihm auf dem Gang, er schaut leicht säuerlich in die Welt. «Sie brauchen mich gar nicht so anzuschauen», bekommt er zu hören, «ich nerve mich wirklich!». Seine Antwort ist abschliessend: «Das kann vorkommen, Herr Bornhauser. Aber eines möchte ich Ihnen dennoch raten.» – «Was denn?» – «Hängen Sie das nächste Mal Ihren Hörer richtig auf, ich habe alles live mitbekommen, was Sie Ihren Kolleginnen über mich gesagt haben...» (Gordon Brown lässt grüssen.) Oh Gott! An Peinlichkeit bin ich in diesem Moment nicht zu überbieten. Seither sind Näthu und ich duzis. Und verstehen uns prächtig. Immerhin.

BRUNNEN

Carla del Ponte, George Clooney, Barbie und Pinky.

“ Ich liebe es, Leute zu beobachten. Einfach so. Dabei stelle ich mir insgeheim Fragen. Wie alt jemand wohl sein mag? Woher kommt sie? Welchen Beruf übt er wohl aus? Nicht bloss die «Front» in Bern eignet sich dazu bestens, auch ein Badestrand lädt dazu ein... ”

Strandleben in der Südtürkei. Zu Tausenden spazieren sie an einem vorbei, von links, von rechts. Einige Zeitgenossen glauben sich dabei auf dem Laufsteg oder dem roten Teppich, auf dass sie ein berühmter Fotograf oder Produzent entdecken mag – oder eine «reiche Frau mit schwachem Herzen», wie Ramses (Tunesier, 35), Mitglied des Hotel-Animationsteams, sich auszudrücken beliebte, wobei «schwaches Herz» in diesem Fall durchaus zweideutig verstanden werden kann. Abgesehen davon: Der Mann wäre eine hochsympathische Partie. Aber auch die Hotelgäste zu beobachten, lohnt sich. Begleiten Sie mich doch husch auf eine Art Einführungsrunde durch die Hotel- und Strandanlage.

Die Dame dort, die vom Dessertbuffet an ihren Platz läuft, ungefähr 65 Jahre alt, graue kurze Haare, ist das nicht Carla del Ponte? Carla in Kumköy? Kaum vorstellbar, dazu noch ohne unvermeidlichen Bodyguard. Aber die Vorstellung, dass sie «es» eben doch sein könnte, liesse das Herz jedes Boulevardjournalisten höher schlagen, denn in einer anderen Ecke des Speisesaals scheint ein gewisser Slobodan Milosevic zu sitzen und zu tafeln, ganz

diskret. Die ehemalige Chefanklägerin und ihr berühmtester Angeklagter, dessen Tod also nur vorgetäuscht wurde, im gleichen Hotel? Können Sie sich die Schlagzeilen der nur nach eigenen Angaben stärksten Zeitung der Schweiz vorstellen? «Carla und Slobi: Liebesnest in der Türkei!» Die Story würde doch glatt jene des Konrad Kujau mit seinen angeblichen Hitler-Tagebüchern in den Schatten stellen.

Atemberaubend eine ungefähr 45-Jährige: Ungefähr 182 cm gross, gertenschlank, blond (was denn sonst?), mit High Heels und Falten-Minijupe. Barbie lebt! Ihr Partner (oder sagen wir – ihr Mitreisender) hingegen ist der typische 08/15-Typ, meistens in Trainerhosen und Trainingsschuhen unterwegs, neben Barbie glatt einen Kopf kleiner. Unsere Ferienrunde beginnt zu fantasieren, vor allem wir beiden Herren überbieten uns (die Frauen ihrerseits haben sich ihre Meinung über «diese Tussie» längst gemacht). Eine Vertreterin des ältesten Gewerbes der Welt mit ihrem Beschützer? Das korrespondiert nicht ganz mit seinem Aussehen und den Bizeps. Ein Milliardär mit weiteren Qualitäten? Passt irgendwie auch nicht. Ein Callgirl, das es sich gut ergehen lässt? Möglich. Sicher sind wir uns alle bloss, dass die beiden vermutlich über keinen auch nur durchschnittlichen IQ verfügen, so wie sie sich geben. Nun ist Irren bekanntlich menschlich. Bei einem (wirklich nur @!) zufälligen Gespräch mit den beiden an einer Hotelbar erfahre ich, dass ER eine eigene Bude für Solartechnik besitzt, die in ganz Europa Anlagen baut. Also ein Reicher. Die Schöne und das Biest. Und Barbie? Halten Sie sich fest: SIE entpuppt sich als

Dozentin für Medienwissenschaften, mit akademischem Titel. Entsprechend führen wir dann auch ein längeres und hochinteressantes Gespräch über die Medienlandschaft in Deutschland und... in der Schweiz (innerlich bin ich ob meiner vorangehenden Fantasie peinlichst berührt, aber das bleibt mein Geheimnis). Ich oute mich: Zeitweise höre ich ihr gar nicht richtig zu, derart attraktiv ist Barbie alias Frau Doktor.

Auch Anna G. verbringt ihre Ferien hier. Wie bitte? Anna G. sagt Ihnen nichts? Geben Sie auf Google mal das Stichwort «Anna Alessi» ein, dann kommen Sie automatisch zur Produktpalette von Alessi. Dort gibt es den Korkenzieher «Anna G.». Die komische Frisur der anwesenden Engländerin erinnerte uns an diesen Zapfenzieher, deshalb ihr Kosenamen. Womit wir bei George Clooney angelangt wären, einem Barkeeper an der Strandbar. Die Meinungen in unserem Ferientrüppchen allerdings gingen diametral auseinander, ob sich die beiden Mannen ähnlich sehen. Ich meine: 1:1, denn nonstop wurde Cem von Touris fotografiert.

Einig waren wir uns hingegen bei Pinky, der ultimativen Strandschönheit in Person. Vermutlich Münchnerin, ungefähr 45 Jahre alt, ca. 168 cm gross, «Gewicht knapp Körpergrösse» (Zitat meines Schwagers André). Ihre Beschreibung darf ich Ihnen unmöglich vorenthalten, von oben nach unten. Pinkiger Playboy-Cap auf einem schwarzen Wuschelkopf, Typ «Gerupftes Huhn», als

habe die Eignerin am Morgen ihre pink lackierten Fingernägel in die Steckdose gehalten. Lange, güldene Ohrhänge. Rosa Sportbrille, Modell «Manta GT!». Dazu trägt Piggie – pardon, Pinky – ein rosafarbenes Bikini, das aber mindestens zur Hälfte durch ihre üppigen Kurven verdeckt wird. Auf ihrem Liegestuhl ist ein Diddl-Badetuch zu sehen. E richtig glatti Nudle! Der absolute Hammer ihre Badeschlarpen: Nichts von Flipflops. Standesgemäss trägt Pinky ebensofarbene Hausschuhe mit einem pinkigen Wattebausch versehen. Da hilft bloss noch der Sprung ins Meer, bevor einem anders wird...



...

Das lange Warten auf Fabian Cancellara.

“ Zugegeben, es war sicher nicht seine eigene Idee, dass die Tour-de-Suisse-Ausgabe 2009 genau auf seine Fähigkeiten zusammengezimmert wurde, aber die Chance um den Gesamtsieg wollte/durfte er sich ja nicht entgehen lassen, der Herr Cancellara. ”

Das abschliessende Einzelzeitfahren der Tour-de-Suisse ist in unserer Nähe angesagt, unter anderem rasen die Profis über die Halenbrücke und dann den Bremgartenwald hinauf. Nichts wie hin! Heisst für meine Frau und mich: Hinunter an den Wohlensee, über die Kapellenbrücke und wieder hinauf in die Länggasse, auf jenem Strässchen, wo früher einmal Formel-1-Boliden in voller Fahrt zu bestaunen waren. Weil ich weder Anabolika, EPO, Diuretika gegen Bluthochdruck, Clenbuterol (Wachstumsförderer in der Rinderzucht) noch Morphin gegen Schmerzen spritze und auch keine Ahnung von Blutdoping habe, kommt die Anfahrt in den «Bremer» für mich einer kleinen «Alpe d'Huez» gleich. Immerhin falle ich zum Schluss nicht wie mein Vornamensvetter Simpson am Mont Ventoux vom Stängeli.

Entlang der Rennstrecke bilden sich Fan-Grüppchen: Da Fachleute unter sich, selber in teurer Rennbekleidung samt ebensolchem Rennrad, dort Familien-trüppchen, picknickend, die perfekt ausgerüstet am Strassenrand stehen, auch grosse Plakate mit HOPP FÄBU! sind zu sehen. Und wie bei einem «gegen die

Uhr» üblich, fahren die Sportler in zeitlichen Abständen vorbei, immer von mindestens einem Auto verfolgt, das den Zuschauern mit gut sichtbarer Aufschrift den Namen des Fahrers mitteilt: Vandborg, Iginiskij, Fröhlinger (obwohl nicht fröhlich auf dem Sattel sitzend), Jerome oder Tosatto. Noch grösser als die Familiennamen der Sportler sind die Sponsoren ersichtlich: La Gruyère (so ein Käse!), SAXO BANK, Rabo Bank, Quick Step, Milram oder Europcar. Auffallend: In vielen zusätzlichen Begleitfahrzeugen hocken ganz offensichtlich eingeladene Gäste der Sponsoren, quasi als VIPs, die einem Velofahrer zwei Runden lang hinterherfahren dürfen. Muess fäge (1).

Nachdem ich endlich bemerkt habe, dass die Fahrer jeweils zweimal bei uns durchfahren («Ig ha gmeint, dä heig ig scho einisch gseh, aber das isch äüä e Fata Morgana gsi»), ziehen wir in Richtung Halenbrücke, was insofern ganz einfach ist, weil es abwärts geht. Und dennoch kommt es zu einer Art Drama. Zwei Nicht-Rennfahrer radeln hinauf, während Monika und ich – und einige andere Zuschauer – auf dem Trottoir stehend zuschauen. Der hintere der beiden Velofahrer grüsst mich mit «Hallo Thomas!». Ich selber habe keinen Schimmer, wer das sein könnte, also ergeht ein unverbindliches «Sälu zäme! Nid z'schnäll, süsch überholet dir no d'Profil!». Unmittelbar danach dreht sich der Vordere zu seinem Kollegen um und fragt lautstark: «Was isch das für e Thomas gsi?» – «Dr Thomas Bornhuser!» Schon jetzt drehen sich einige Zuschauende in unsere Richtung um, Monika und ich zeigen einen ersten Anflug von Röte im Gesicht. Doch damit nicht genug: «Hä? Thomas Born-



huser? Dä vor Migros?» In diesem Moment ziehen Monika und ich still und leise weiter, unter den Blicken aller Anwesenden...

Ausgangs Halenbrücke ist ein grosser Werbebogen zu sehen, angeschrieben mit PROBON. Keine Ahnung, wer oder was das sein soll, aber das Kleingedruckte gibt Aufschluss: «Punkten mit dem Fachgeschäft.» Aha. Wir stellen unsere Velos ab und schauen den Zeitfahrern zu, wie sie mit einem Affenzahn an uns vorbeihuschen. Ein gewisser Larson gleich mit drei Begleitfahrzeugen im Windschatten, derweil Herr Schleck drei Ersatzrenner auf dem Dach seines Team-Autos weiss. Ganz interessant auch: Einige Jogger rennen ausgerechnet während des Zeitfahrens an den Zuschauern vorbei (und eine Viertelstunde später wieder retour), ganz im Sinne von «gesehen werden». Haben es offenbar nötig. Muess fäge (2).

Bevor Herr Cancellara seine beiden Runden zu drehen beginnt, um später an uns vorbeizurasen, laufen wir über die Brücke in Richtung Bremgarten, wo die Fahrer eine kleine Steigung zu bewältigen haben, so dass man sie einige Sekundenbruchteile länger zu Gesicht bekommt. Ähnlich dem PROBON-Bogen steht dort ein Triumphbogen von Möbel Märki, der aber auf einmal schnell Luft verliert und zu kollabieren droht. Die offene Panik unter den Offiziellen. Jessesgott, das wäre ja ein Ding! Möbel Märki verursacht mit herumliegendem Werbematerial den Sturz von Fabian Cancellara und entscheidet so die Tourde-Suisse 2009 zu seinen Ungunsten. Sie wissen es: So weit sollte es aber nicht kommen.

Wie läuft das Weihnachtsgeschäft 2035?

“ Sie wissen es: Im Berufsleben bin ich auch Pressesprecher der Migros Aare (in den USA geht das als CPO durch, als Corporate Press Officer). Und da erlebt man so einiges. Hier Münsterli, die 2009 passiert sind. ”



Ruft da also eine Redaktorin eines Lokalradios an, mit der Frage, wie oft denn in der Migros die Einkaufskörbli gereinigt würden. Komische Frage. Mit einer Gegenfrage verschaffe ich mir erst einmal Luft: «Wie oft waschen Sie denn Ihr Auto?» – «Wenn es dreckig ist.» – «Sehen Sie, so ist es auch bei unseren Körbli. Wenn eines dreckig ist, wird es geputzt.» – «Und wie werden diese Körbli gereinigt? Werden sie auch ordentlich desinfiziert?» – «Nun, da gibt es keine eigentliche Waschstrasse wie bei Autos. Man reinigt diese Körbli bei Bedarf mit Wasser und Putzmittel, eine eigentliche Desinfektion oder Bestrahlung durch Mitarbeitende in Schutzanzügen findet nicht statt. Aber weshalb fragen Sie?» Die Journalistin erklärt, dass Einkaufskörbli bei der Verbreitung der Schweinegrippe

womöglich eine entscheidende Rolle spielen könnten. «Sorry, machen Sie ein ‚verstecktes Telefon‘ mit mir, das Kalb, oder bereits etwas für Ihre Silvester-Sendung 2009?» Die Anruferin scheint leicht säuerlich ob ihrer tatsächlich ernst gemeinten Frage und weist darauf hin, dass die Traggriffe der Einkaufskörbli mit Viren und Bakterien behaftet sein könnten, wenn jemand (mit noch nicht identifizierter Schweinegrippe) beim Niesen die Hand vor den Mund hält, wieder zum Körbli greift und der nächste Kunde dann seinerseits den Griff des Einkaufskörblis in die Hand nimmt. Das wäre ihrer Meinung nach ein (sic!) «nicht zu unterschätzender Faktor bei einer Schweinegrippe-Pandemie». Ich glaube, nicht richtig zu hören. «Und wenn jemand im Tram niest und seine Viren im Umkreis von drei Metern verteilt, ist das kein Risikofaktor? Müsste man also – Ihrer Theorie folgend – die Trams und Busse jeweils an der Endstation kurz desinfizieren?» Das wiederum interessiert die Frau nicht: «Was empfehlen Sie Ihren Kunden, um das Risiko einer Ansteckung beim Einkaufen und eine Pandemie auszuschliessen?» Itz isch dr Zapfe ab: «Darf ich Sie etwas fragen? Fehlen Ihnen Themen für die Mittagssendung? Aber wenn Sie eine Antwort wollen: Vielleicht wäre es ja ratsam, dass die Menschheit ihr Leben lang zu Hause bleibt, bei geschlossenen Fenstern, keine Besuche empfängt und sich ihre Lebensmittel von LeShop vor die Haustüre bringen lässt.» Der Redaktorin wird empfohlen, sich weitergehende Tipps beim Bundesamt für Gesundheit BAG zu holen. «Das BAG habe ich wegen der Traggriffe bereits gefragt, sie mein-

ten, ich solle doch selber die Migros anrufen.» Hätte ich auch empfohlen, wäre ich beim BAG. Ob der Beitrag jemals ausgestrahlt wurde und ob ich dabei zu Unwort gekommen wäre, entzieht sich meiner Kenntnis, ein Echo habe ich jedenfalls nie gehört.



Tags darauf
– kein Witz!
– ruft eine Redaktorin eines Lokalfernsehens an, ganz aufgeregt: «Sie! Können wir sofort zu Ihnen ins Shoppyland kommen?» – «Ja, sicher, brennt es denn irgendwo und ich habe es noch nicht

bemerkt?», frage ich, derweil ich aufstehe, mich umdrehe und einen Blick über das Shoppy-Areal werfe. «Nein! Aber Sie verkaufen neuerdings Schoggi mit Kirsch, das ist verboten, in der Migros!» – «Moment, Moment ... Der Verkauf von alkoholischen Getränken und von Raucherwaren ist verboten, wir verkaufen seit Jahrzehnten schon Fixfertig-Fondue, da hat es auch Weisswein drin.» Interessiert nicht, eine halbe Stunde später sind Kameramann (schätzungsweise zwei Meter gross) und die junge Redaktorin (ungefähr zwei Köpfe kleiner) da. Die Journalistin – möglicherweise eine Volontärin – erklärt, was sie denn fragen wird, vor dem Gestell mit den Schoggi mit Grappa, Kirsch, Williamine und Absinth. «Kein Problem, fragen Sie nur.» Der Kameramann ist bereit, die VJ – die

Videojournalistin – streckt dem ebenfalls zwei Köpfe grösseren Pressesprecher der Migros Aare das Mikrophon unter die Nase. «Nenei, so machen wir das nicht, ich will Augenhöhe mit Ihnen, sonst wirkt das für die Zuschauerinnen und Zuschauer total von oben herab.» Die Aufnahme wird abgebrochen – der Kameramann schmunzelt – und der Fragenden eine leere Gemüsebox unter die Füsse gestellt. Zweiter Versuch. «Herr Bornhauser, die Migros verkauft neu Schokolade mit Schnaps, das ist verboten!» – «Nein, das ist falsch, erstens bieten wir die besagten Schokoladen schon seit längerem an und 1959 bereits – also vor genau 50 Jahren – hat Herr Duttweiler, Gründer der Migros, selber Zuger Kirschtorte zu verkaufen begonnen, sie ist heute noch die Beste im Lande.» – «Aber die Migros darf keine alkoholischen Getränke verkaufen, das steht in den Statuten!» (Im Beitrag wird am Abend der Auszug aus den Statuten sogar eingeblendet, wonach in der Migros keine alkoholischen Getränke und Raucherwaren verkauft werden dürfen.) «Schokolade ist kein Getränk, auch Fondue nicht, das wir verkaufen, auch nicht ‚MonChéri‘, mit Kirschen und Kirsch aus dem Piemont, die wir seit Jahren im Sortiment haben.» – «Wenn man aber genügend Schoggi mit Kirsch isst, wird einem auch trümmelig.» – «Eines garantiere ich Ihren Zuschauerinnen und Zuschauern: Vorher sind sie drei Wochen lang verstopft.» – «Weshalb informieren Sie die Leute nicht, dass Sie Schoggi mit Schnaps verkaufen?» – «Wissen Sie, nur weil Sie das vor längerer Zeit nicht mitbekommen haben, heisst das noch lange nicht, dass wir das nicht bewerben hätten...», erfährt sie mit einem Augenzwinkern. Worüber ich am meisten



staune: Der Beitrag mit diesen Null-News wird tatsächlich ausgestrahlt, wenn auch nicht mit ganz allen Äusserungen des Migros-Pressesprechers.



Ich nerve mich jedes Jahr über gewisse News, wie sie auf allen Kanälen zu hören, aber gar keine sind. Beispiel Tourismusindustrie: Alle Jahre wieder das gleiche Blabla: Man sei «hocherfreut», wie gut die Betten über

Weihnachten/Neujahr belegt sind. Aha, was für Neuigkeiten! Mit Verlaub: Wenn die Hotels ihre Betten an Weihnachten/Neujahr nicht füllen, ja wann dann? Merke: Weihnachten war noch immer ein Renner. Vor den Feiertagen 2009 wurden auch Betreiber von Bergbahnen zur angelaufenen Wintersaison befragt – und da durfte sich ein jeder vor Begeisterung und vor prognostizierten Dezember-Rekordzahlen überschlagen. Was war danach zu erfahren, waseliwas? Graubünden hatte 20 Prozent weniger Skipässe verkauft als im Vorjahresmonat, der Hoch-Ybrig zählte einen Drittel weniger Gäste, die Lenk vermeldete gar einen Rückgang von 40 Prozent. Und ein Luxushotel im Oberland (Zitat während des Jahres: «Nein, wir spüren die Rezession nicht!») musste nach den letzten Geschäftsjahr ein Umsatzminus von über 10 Prozent melden.

Stichwort Weihnachtsgeschäft. Jedes Jahr die gleichen Fragen der Medienschaffenden an den Detailhandel, und jedes Jahr

die gleichen Antworten der Pressesprecher. Ich wundere mich schon längst, weshalb die Journalisten nicht ganz einfach die Artikel vom Vorjahr abdrucken. Die Aussagen waren nämlich vor 25 Jahren ebenso aktuell, wie sie es auch 2035 sein werden. Gilt auch für 2010, jede Wette: «Das Weihnachtsgeschäft läuft immer gut, in der Hochkonjunktur sowieso – und in rezessiven Phasen gönnt man sich etwas Spezielles, beschenkt seine Verwandten und sich selber. Die Leute kaufen allerdings bewusster ein, als noch in den Vorjahren, man schenkt gezielt, auch ökologisch sinnvolle Artikel, kauft keine Produkte, die dann irgendwo verstauben. Besonders gefragt sind dieses Jahr Spielzeuge, auch – und noch immer – von Lego. In der Unterhaltungselektronik ist es die neueste Generation von Spielkonsolen und TV-Geräten, die im Vergleich zum letzten Jahr günstiger geworden und deshalb gefragt sind. Bei den Sportartikeln spielt das Wetter eine enorme Rolle: Hat es früh Schnee im Unterland, so setzt der Run sofort ein, auf Geräte und Konfektion. In der Sportkonfektion sind funktionelle Bekleidungsstücke aus atmungsaktiven Textilien gefragt. Auch die Lebensmittel sind im Hoch: Fondue chinoise, Lachs, bei Globus/Denner der Champagner, feiner Wein, jetzt besonders günstig. Man kann sagen: Dieses Jahr ist das Weihnachtsgeschäft rundherum erfreulich! Wir sind sehr zufrieden.» Merken Sie etwas? Verbleibt noch eines zu sagen: E guete Rutsch is 2011!

Wenn ein «Do it» zum «Geben-es» mutiert.

☞ Stimmt. Man sollte sich nicht über Leute lustig machen, die nicht so gut Deutsch schreiben können. Dennoch: Über diese Bewerbung haben wir geschmunzelt. Google lässt grüssen. ☹

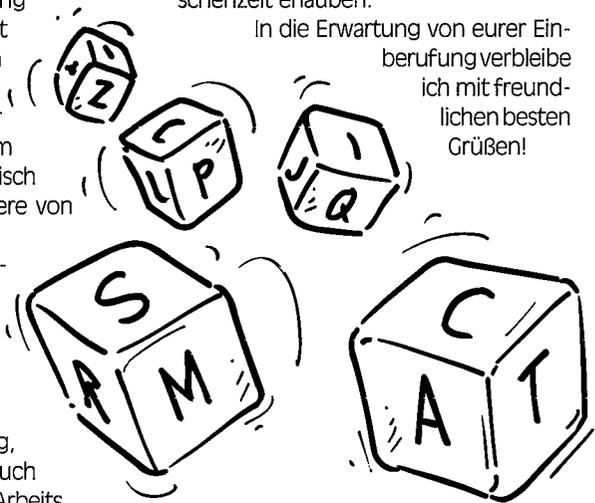
Sehr geehrter Herr,
Ich bin einen Platz von Stelle welchen Mitarbeiter, Verkäufer, Allrounder, oder anderes bei eurer Firma zu erhalten mit dem anwesenden Brief interessiert. Meine letzte arbeit war Kuchenhilfe Allrounder beim Restaurant im Zurich. Ich bin von italienischer Mutter Sprache, ich habe gute Kenntnisse vom Französisch und guten schulischen Kenntnissen vom Deutsch und des Englisches, und einige Kenntnisse vom gesprochenen Spanisch. Ich bin eine Junge von Ticino, ich besuche die Kantons Schule von Handel, aber ich entschied aufgrund meiner Erwartungen eine Herausforderung wieder mich in der Arbeitswelt werfend, zu unternehmen nach verschiedenen Überlegungen. Ich interessiere mich in einer anderen Stadt zu versetzen, um Deutsch, Englisch und Französisch zu verbessern, aber ich erfordere von einer Stelle, das' zu machen. Ich bin ein diplomierter Verkäufer, während der Lehre arbeitete ich bei ihnen Geben-es war jener aus den Lacken, den Lacken und den Klebstoffen und dann von Mendrisio und meiner spezifischen Abteilung, ich beschäftigte mich mit auch dem Lager. Ich machte viele Arbeits Erfahrungen in verschiedenen Bereichen nach dem Praktikum: ich helfe Küche, Gar-

tenbau, Baufach Fabrik, Hilfe Maler, Montagearbeiter von Gerüsten, Sauberkeit von Lokalen, Lagerarbeiter, Reiniger von Kut-schen. Ich hatte schon eine kleine Erfahrung als Packer Lagerarbeiter.

Ich besuchte für 2 Jahre den SCC von Bel-linzona und ich besuche sie zur Zeit, aber Vorsicht zu meiner Situation entschied wieder zu nehmen, arbeiten, nach verschiedenen Überlegungen. Ich habe gute Kenntnisse vom PC (word, exel, powerpoint) und einigen Kenntnissen von Buch-haltung.

Ich bin meine tägliche Arbeits Zeit zu ver-längern bei Notwendigkeit bereit. Ich dachte immer an die Bedeutung der Bezie-hung mit der Kundschaft. Ich unterstreiche mein Interesse für den Arbeitsplatz und ich werde mich freuen, euch meine Bewerbung und mein vollständiges Dossier vorzustellen. Eine erste Besprechung wird uns Kenntnis zu machen in die Zwi-schenzeit erlauben.

In die Erwartung von eurer Ein-berufung verbleibe ich mit freund-lichen besten Grüßen!



...

Wie alles begann...



«Wann genau hast du mit dem Fotografieren eigentlich begonnen?», werde ich oft gefragt. Müsste ich mich festlegen, würde ich den Sommer 1969 nennen.

Rückblende: Ich (links, 19) damals in Stein am Rhein bei der Schuhfabrik Henke beschäftigt, meiner ersten Stelle nach der KV-Ausbildung einem Sportgeschäft in Bern. In "Shtaa" freunde ich mich mit Jan Karbe an, dem Jüngling, dem es auf dieser Foto mit Selbstauslöser abzulösen scheint. Er ist heute übrigens begnadeter Dozent in Sachen Kommunikation: centerline@bluewin.ch. Der Bueb in der Mitte wiederum ist mein Bruder Christoph, fünf Jahre jünger als ich, heute Schulleiter an einer Privatschule in Romanshorn (jaja, Brüetsch, Gratiswerbung auch für dich: www.sdw.edu).

Weil unser gemeinsamer Kollege Alfred Bergamin im Sommer 1969 in der RS und seine 1-Zimmer-Wohnung in Stein am

Rhein während der Woche deshalb leer ist, installieren Jan und ich dort ein kleines Fotolabor, um unsere Schwarz-Weiss-Fotos selber zu entwickeln. Das machen wir erstmals während einer Nachtübung. Nun müssen Sie für Ihr Lesevergnügen noch Folgendes wissen: Alias «Fiitscherds» Wohnung (er hiess mit Übernamen so, weil er die Pop-Gruppe «Frijid Pink» nie korrekt aussprechen konnte) hatte nur fliessend Wasser. Will heissen: Zum Wässern der Fotoabzüge mussten Jan und ich ins Etagenbad. Platsch, platsch...

Bereits am nächsten Tag hiess es in Stein am Rhein, die Herren Karbe und Bornhauser seien homosexuell, sie hätten «letzte Nacht zusammen gebadet und sich vergnügt». Die Aufklärungsarbeit, die Jan und ich danach beim weiblichen Bevölkerungsanteil in Stein am Rhein zu leisten hatten, war happig.

Und nun viel Spass mit den Fotos.



Herkules, New York, 1986



Gemeinsam einsam, St. Malo, 1985



Spysi, Bern, 1982



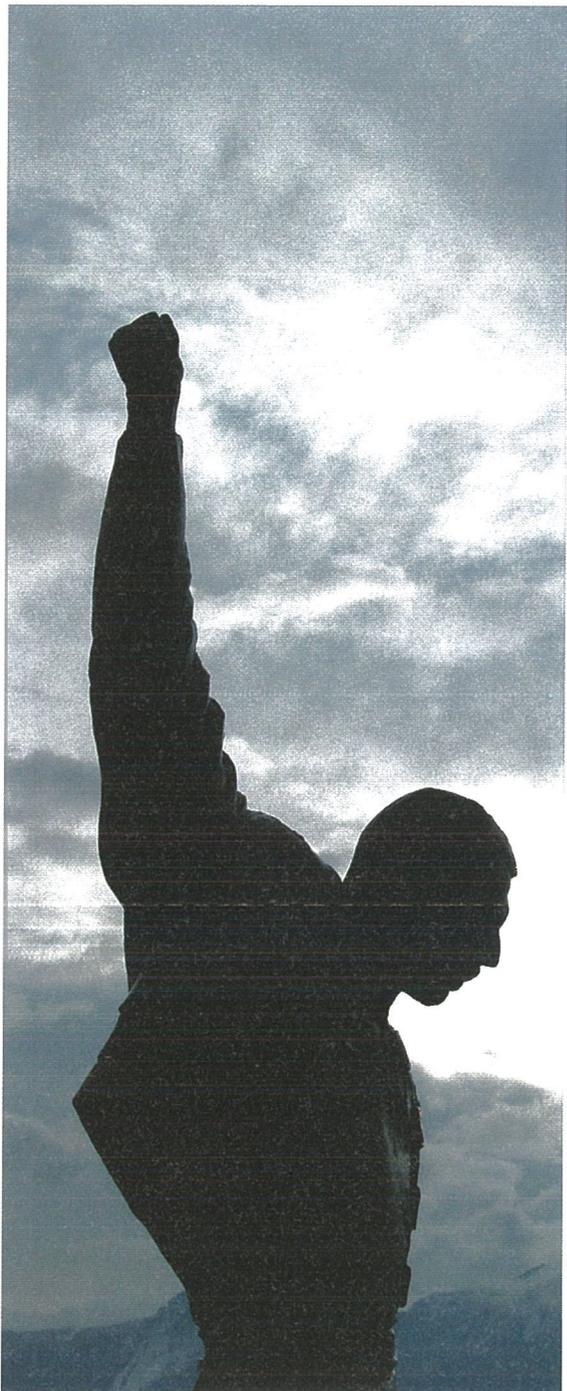
Aletschgletscher, 2007



Bisse de Sion, Anzère, 2009



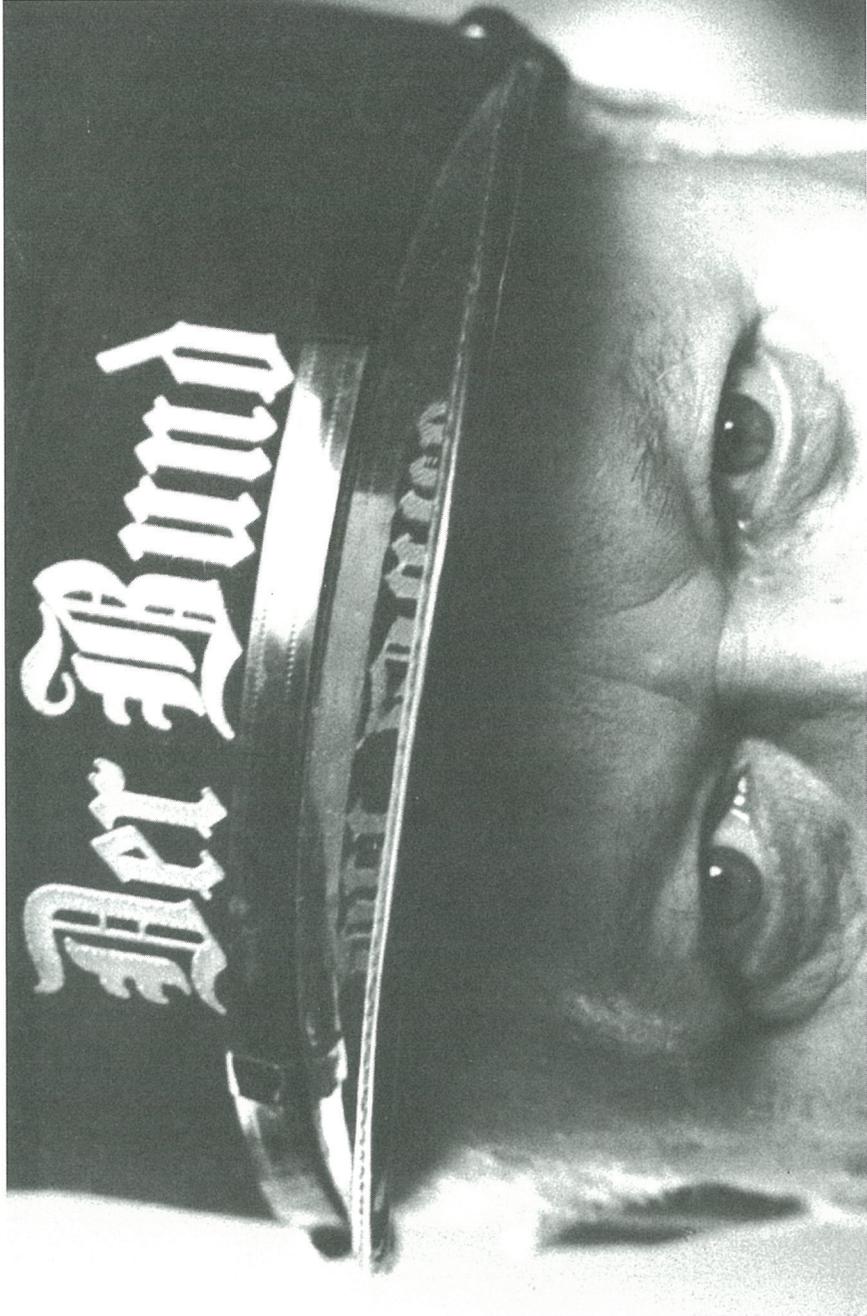
Che Guevara auf der Berliner Mauer, 2007



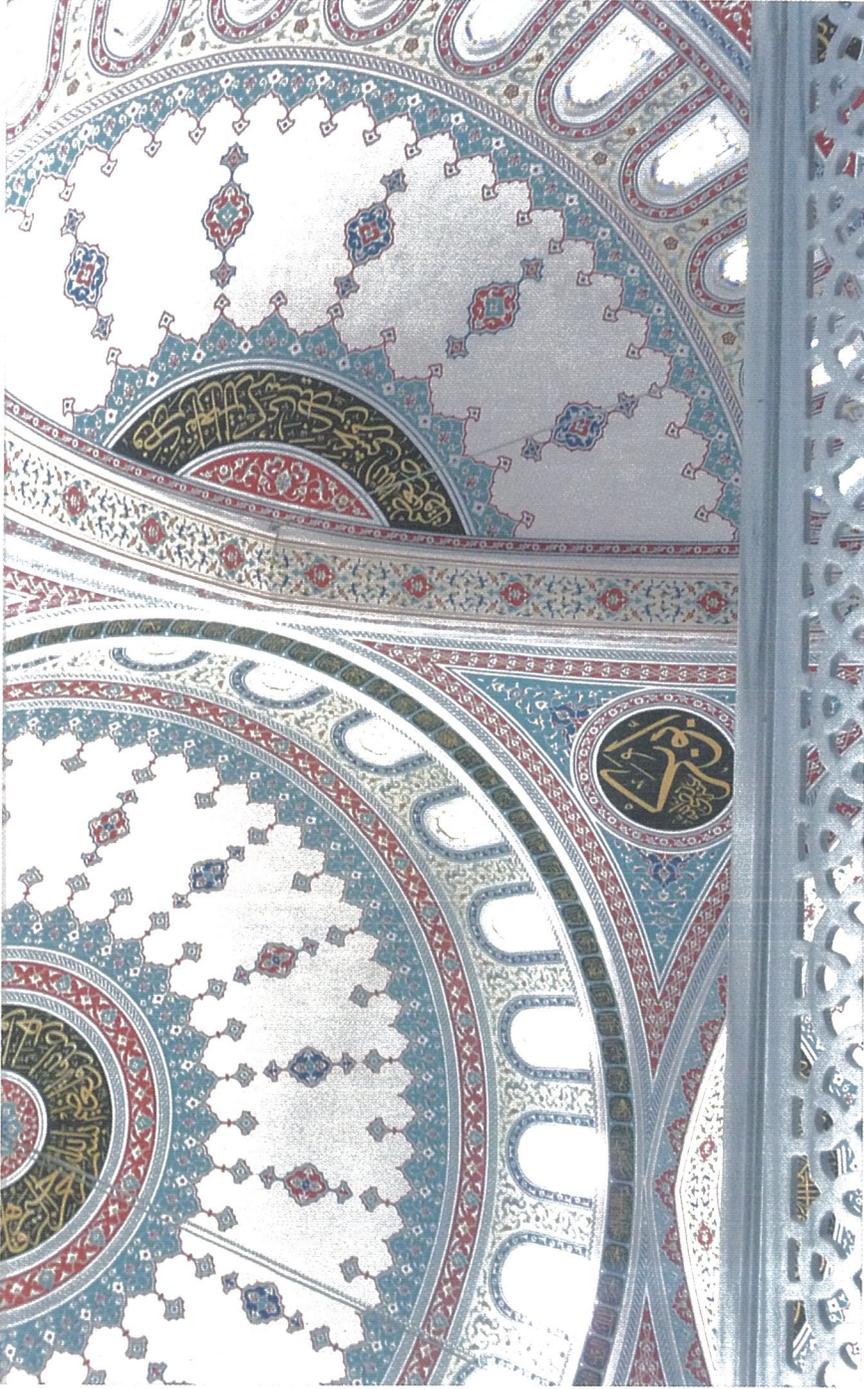
*When stormy weather
comes around
it was made in heaven.
When sunny skies break
through behind the clouds
I wish it could last forever.*

(«Aus Made in Heaven»)

Freddie-Mercury-Statue,
Montreux, 2006



"Drrrrrr Bund!", Bern, 1987



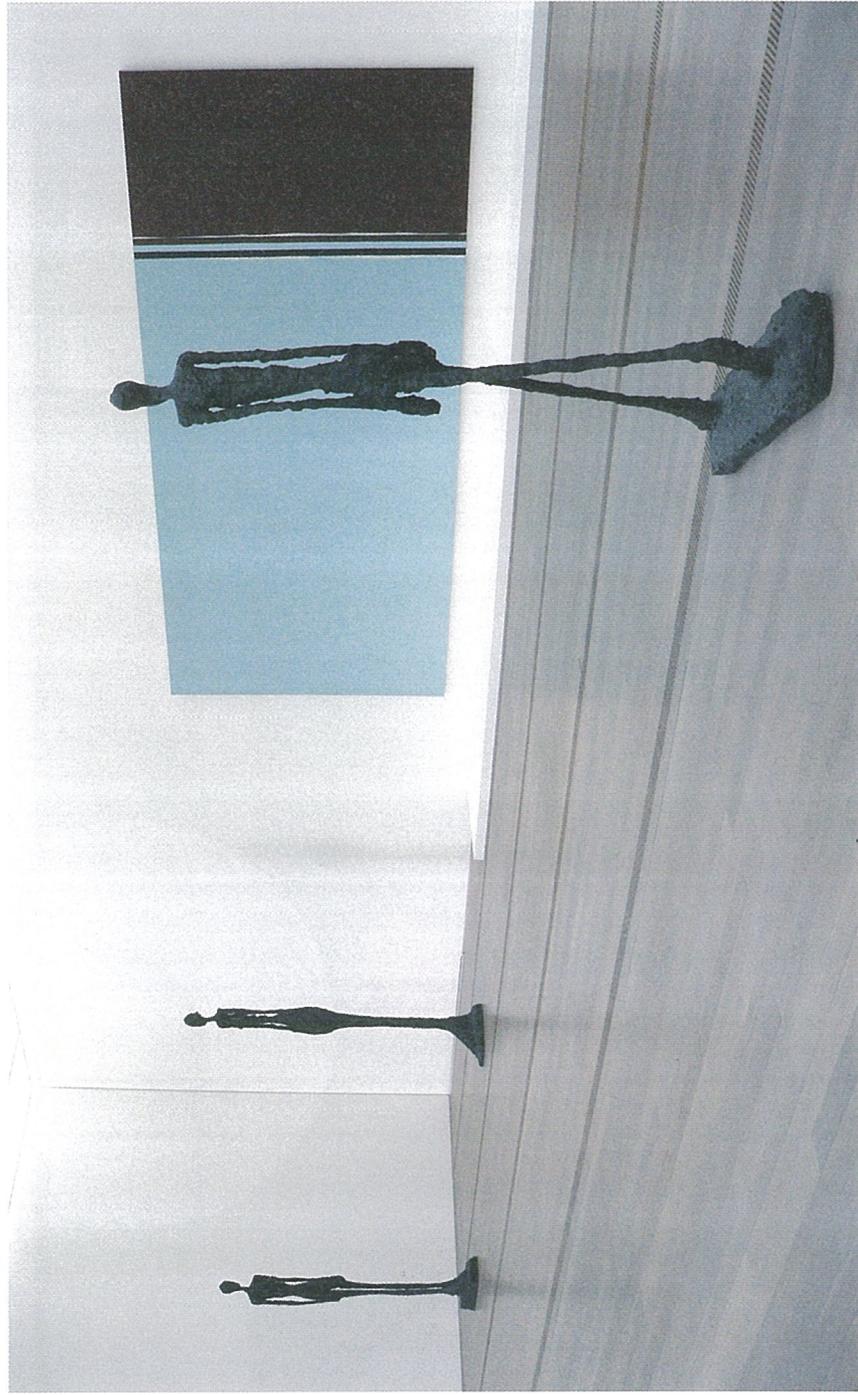
Moschee, Manavgat



Bei Grappa- "Papst" Romano Levi, Neive (Piemont), 2006

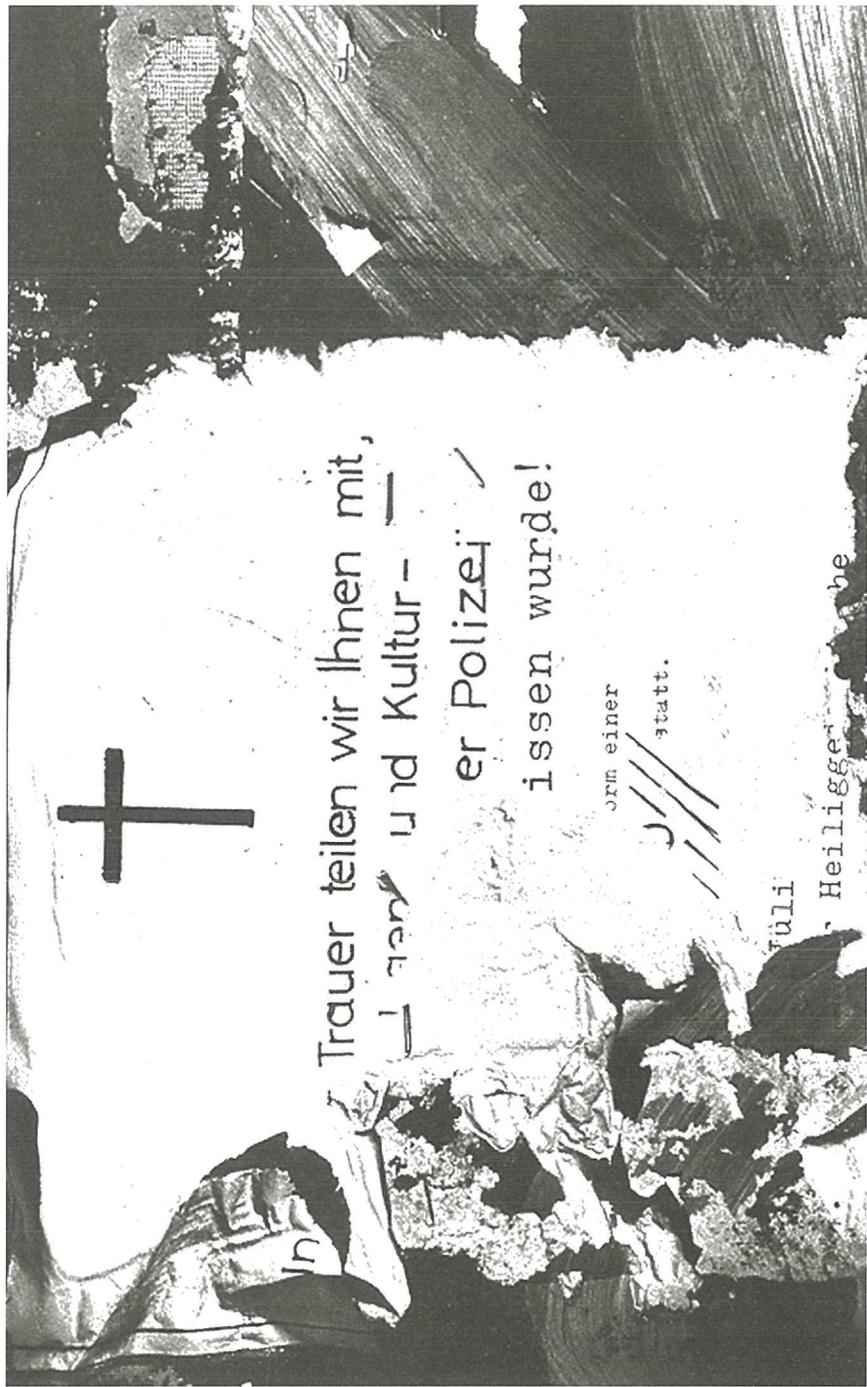


Frühstück in der Provence, 2009



Giacometti meets Newman

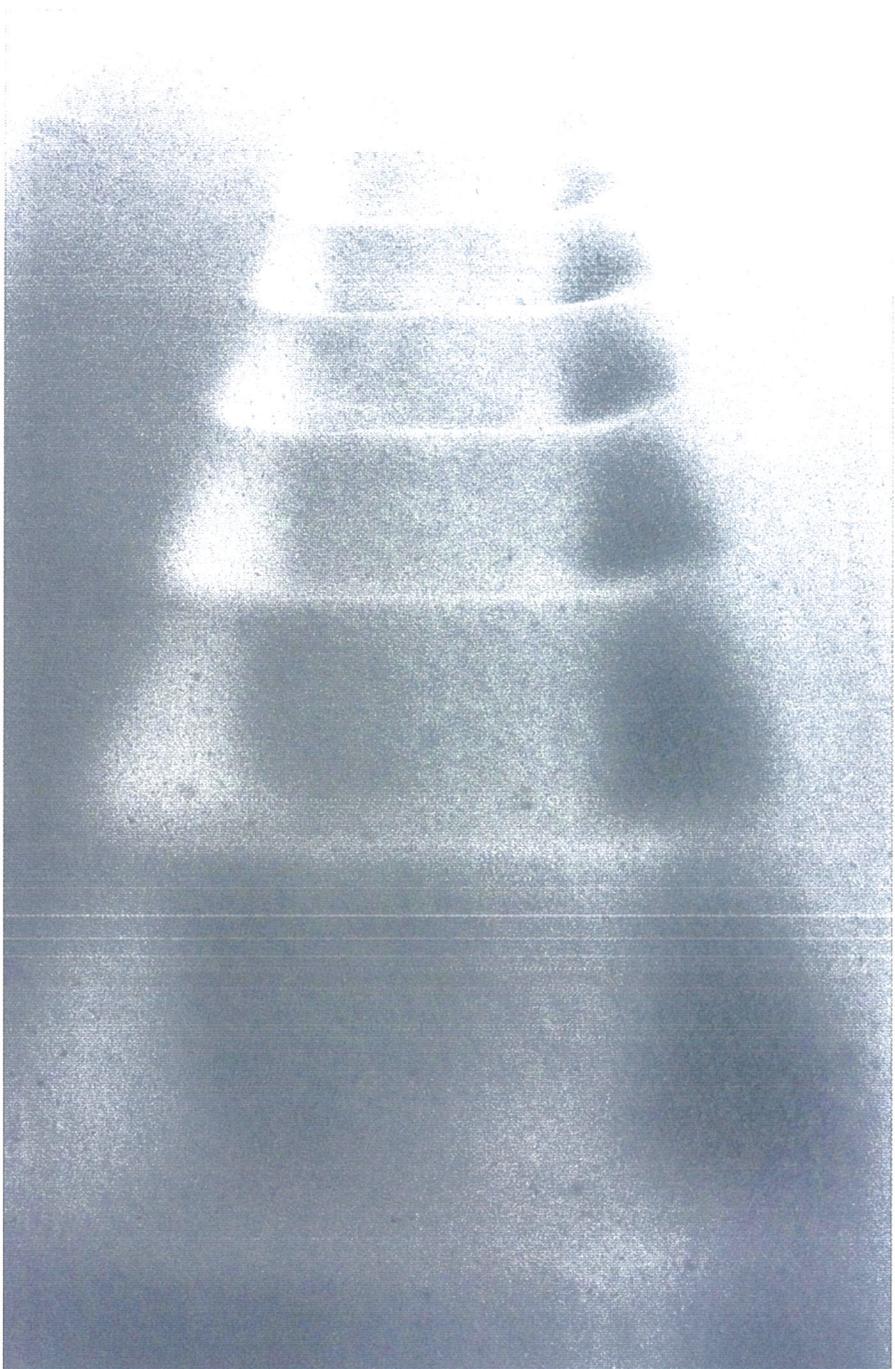
Ich danke der Fondation Beyeler in Riehen/BL für die Erlaubnis, dieses Bild veröffentlichten zu dürfen. © Pro Litteris 2010.



Reitschule Bern, 1981



Frank O. Gehry's Wal, Barcelona, 2009



Stairway to Heaven, Vercorin, 2009 (verschneite Treppe)

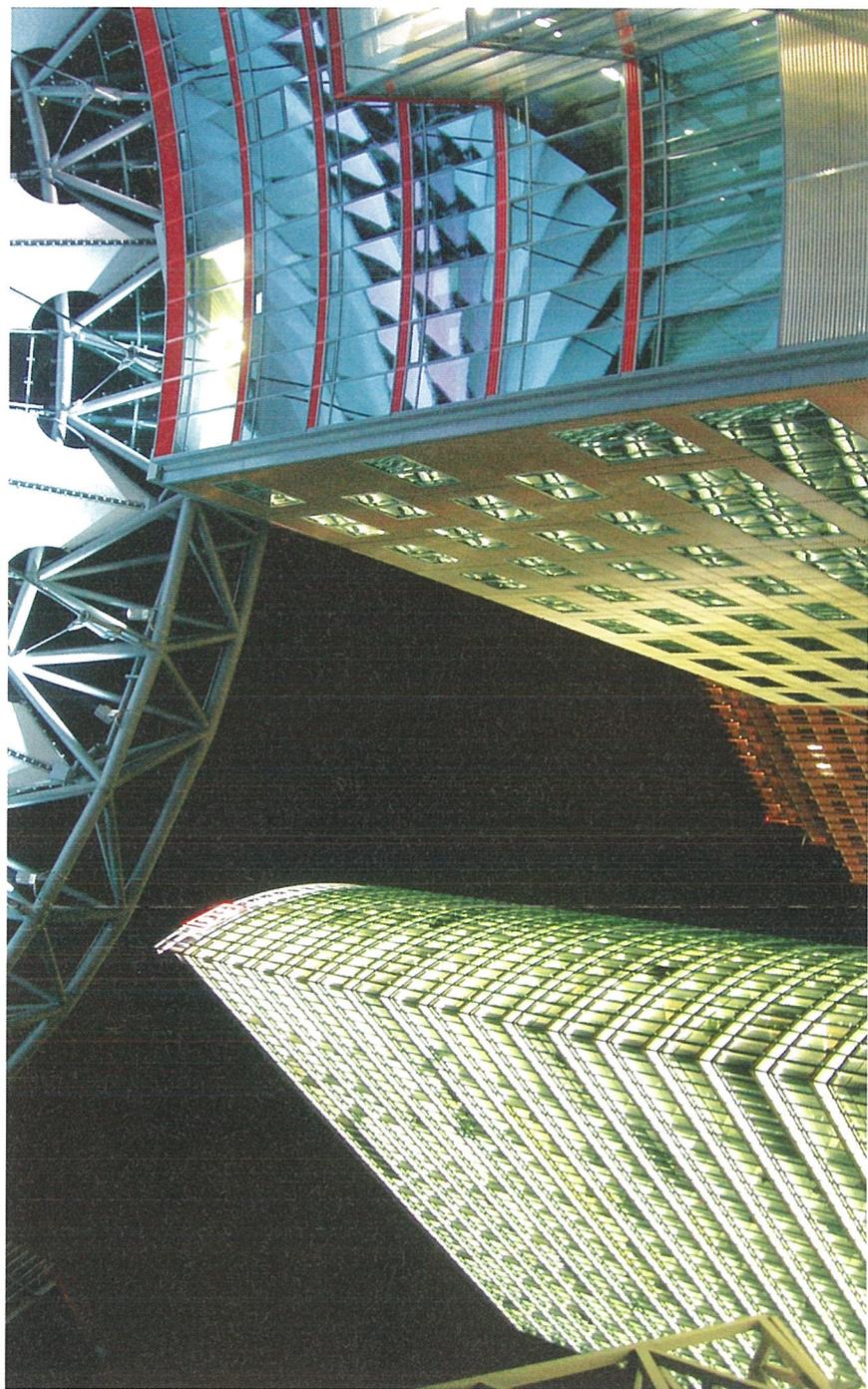




Ohne Worte, Linz, 2009



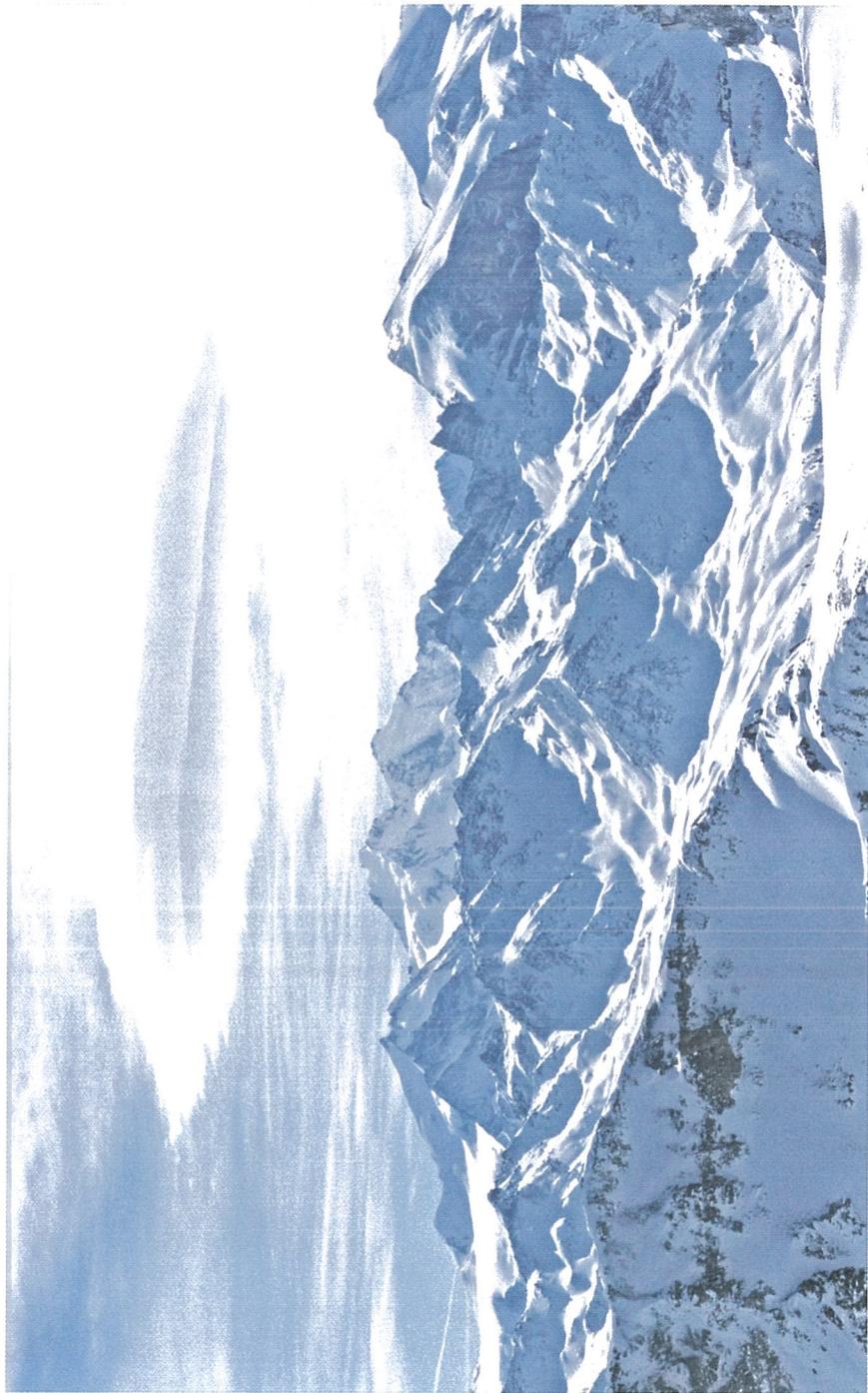
Markt in Barcelona, 2009



Potsdamer Platz, Berlin, 2007



Canal Du Midi, 2005



Ufo-Wolke, Val d'Anniviers, 2009



Wolkenmeer über dem Val d'Anniviers, 2008





Kunstinstitution von Felice Varini (Alufolien über verschiedene Häuser!), Vercorin, 2009



Vertigo, Stift Melk, 2009

Inhaltverzeichnis

Da war doch diese Sache mit dem weissen Velo.....	2
«My name is Kayano. Gel Kayano.».....	4
Entschuldigen Sie bitte die Interruption.....	6
Wie ich zu einer schallenden Ohrfeige kam.....	8
«Meine Damen und Herren, Ihre Teilnahme ist zwingend.».....	10
Wenn man mit seiner Reinkarnation verhandelt.....	12
«Hey Mann, ist das alles, was ihr zu bieten habt?».....	14
Die Abenteuer mit Sabrina.....	16
Vom Himmel hoch, da komm ich her.....	18
«Vom Parteisoldaten zum Soldatenchef.».....	20
Von Wahrnehmensverschiebung und Prioritätenfindung.....	22
Eine ganz normale Fahrt in der Gondelbahn.....	24
Wenn eine Gewerkschaft handgreiflich wird.....	26
Die Dame entlang der Wertschöpfungskette.....	28
Von Easy-Check-Ins und Kriegs-Sandwiches.....	30
Chronologie eines angekündigten Verkehrszusammenbruchs.....	32
Und nun singen wir gemeinsam das Beresina-Lied.....	34
Technisch unbegabt. Angeblich.....	36
Ein Bischof. Ein Tennisprofi. Und ein Stinktier.....	38
Wie meine Mutter zu elf Gladiolen kam.....	40
Eine Arbeitsstunde vergeudet.....	42
Thierry F. als Geheimtipp in der Provence.....	44
«Ernst, melde dich!».....	46
Gesucht wird ein Kontakt bei der NASA.....	48
Liebes Migros-Gstaad-Team!.....	50
Wenn der Amtsschimmel wiehert und schimmelt.....	52
Wenn die Einkaufsabteilung versagt.....	54
Gandhi in – Kuglers out.....	56
Von Apparatschicks und Technokraten.....	58
Vom nassen Handy und kostenlosen Tournedos.....	60
Carla del Ponte, George Clooney, Barbie und Pinky.....	62
Das lange Warten auf Fabian Cancellara.....	64
Wie läuft das Weihnachtsgeschäft 2035?.....	66
Wenn ein «Do it» zum «Geben-es» mutiert.....	69
Wie alles begann.....	70

In dieser Serie von Ferienlektüren sind bereits erschienen:

- «Churz vor em Ablösche», 1992
- «Churz nach em Ablösche», 1993
- «Sygseso», 1994
- «Mynetwäge», 1995
- «Henusode», 1996
- «So isch s'Läbe, äbe», 1997 (zusammen mit Ursula Reinhard, Bern)
- «Süscht no Frage?», 1998
- «Päch für d'Schwyz», 1999*
- «Soisches», 2000*
- «10», 2001
- «TohuwaBOhu», 2002*
- «C'est la vie!», 2003*
- «13!», 2004*
- «Koloquent!», 2005*
- «VXX», 2006
- «4x4», 2007
- «17», 2008
- «Nichts ist mehr wie früher», 2009

*Jeweils mit Gastautorinnen und -autoren.

Alle Ausgaben sind vergriffen.

